Wiener Stadt-Bibliothek.
I 7941/47 A
1. Expl.

4209

BVT 2/6

Ansicht des Platzes Navona in Rom.

# Hesperiden.

## Eine Auswahl

von

Erzählungen, kleinen Romanen, Novellen, Sagen, Miscellen.

Mit Balladen von Joh. N. Vogl.

Herausgegeben

von

**Nicolaus Oesterlein.**

*Viertes Bändchen.*

(Mit einer Abbildung)

**Wien, 1838.**

Auf Kosten des Herausgebers.

Gedruckt bei Franz Ludwig.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die Geheimnißvolle. Frei nach dem Italienischen. Von Nicolaus Oesterlein. = = | 1 |
| Gutenstein. In Nieder-Österreich. Von Realis. | 37 |
| Der Währwolf. Erzählung. Nach dem Französischen. | 53 |
| Der Wahrsager. Nach dem Französischen. Von J. B. Sorger. = = = = = = = | 87 |
| Der Platz Navona in Rom. Von K. F. Furlani von Felsenburg. = = = = = = | 101 |
| Der Schelm von Bergen. In zwei Balladen. Von Johann N. Vogl. = = = = = | 110 |

# Inhalt.


Seite

Die Geheimnißvolle. Frei nach dem Italienischen. Von Nicolaus Desterlein. = = 1

Gutenstein. In Nieder-Österreich. Von Realis. 37

Der Wahrwolf. Erzählung. Nach dem Französischen. 53

Der Wahrsager. Nach dem Französischen. Von J. B. Sorger. = = = = = = 57

Der Platz Navona in Rom. Von K. F. Furlani von Felsenburg. = = = = = 131

Der Schelm von Bergen. In zwei Balladen. Von Johann N. Vogl. = = = = = 140

# Die Geheimnißvolle.

Frei nach dem Italienischen.

Von Nicolaus Oesterlein.

Es war gegen 10 Uhr Nachts und ich eben im Begriff in die Straße, welche nach meiner Wohnung führte, einzulenken, als ein leiser säuselnder Zuruf meine eilenden Schritte unwillkührlich mäßigte. „Folgen Sie mir" — wiederholte in dem kurzen Zeitraume von einigen Secunden, eine sanft flüsternde Stimme in meiner Nähe, und ich wandte neugierig meinen Kopf nach jener Seite, woher diese Worte aus dem Munde eines Frauenzimmers so lieblich erklangen. — Es gehört wahrscheinlich wenig Phantasie dazu, um in einem Alter von achtzehn Jahren, auf eine so abentheuerliche Einladung die Geschichte eines ganzen Romanes zu bauen. — „Folgen Sie mir" erscholl es von neuem, und, wie mir schien, etwas dringender, indem eine schöne weibliche Gestalt, so viel ich nämlich im Dunklen unterscheiden konnte, dicht an mir vorüber schlüpfte, und ihren Weg einige Schritte von mir — nicht ohne Hast — verfolgte. — Sie schien aus der Straße Richelieu zu kommen, und wendete sich gegen jener von St. Honoré. — Ihr Äußeres war, wie gesagt, sehr empfehlend, der

Lampenschimmer ließ mir die edlen Formen in ihren Umrissen deutlich wahrnehmen, und ich gehorchte willig dieser Aufforderung. — Ein Hut mit einem dichten Schleier bedeckte ihr Gesicht, ihr Körper war über einem eleganten Kleide in einen reichen Shwal gehüllt, und ihre Schritte schienen mir unterwegs sogar zuweilen zaghaft, so zwar, daß sie, statt mich zu leiten, vielmehr vor mir floh. — Ohne einen Augenblick anzuhalten, ohne sich umzusehen ob ich ihr auch wirklich folge, gelangten wir in größter Eile durch die Straße St. Honoré, nach der Rue des Frondeurs, wo sich sie, da sie plötzlich links einlenkte, einige Augenblicke aus dem Gesichte verlor, doch war sie bald wieder vor mir. An der Ecke dieser Straße blieb sie stehen, und ich fand Gelegenheit mich ihr zu nähern. — Eine einzige mattbrennende Laterne erhellte höchst nothdürftig das uns umgebende Dunkel, sie stand übrigens so, daß selbst dieses mangelhafte Licht ihre Gestalt nicht beleuchten konnte, und indem ich nach ihr haschend, mehr zufällig als vorsetzlich, ihren runden Arm ergriff, fühlte ich, daß sie zittere. —

„Sie scheinen sich vor mir zu fürchten, und haben mich doch aufgefordert Ihnen zu folgen?"

„Furcht eben nicht — antwortete sie — allein

vor wenig Augenblicken war ich nahe daran erkannt zu werden."

„Erkannt? — und von wem?"

„Wenn Sie es wissen dürften, hätte ich Sie der Mühe des Fragens überhoben und es Ihnen selbst gesagt." —

„Das läßt sich denken — doch lassen wir das! — sollen wir hier bleiben, auf dieser Stelle?

Statt aller Antwort nahm sie meine Hand, und führte mich einige Schritte weiter bis an das Haus Nr. 7, in der Straße Frondeurs, es war ein altes, großes düsteres Gebäude. Die Hausthüre war geöffnet, und es schlug eben zehn Uhr als wir eingetreten waren, und sich das Thor hinter unserem Rücken schloß. — Eine dichte Finsterniß umgab uns. — Meine Führerinn leitete mich durch diese Nacht. — Vorsichtig schreitend stieß ich mit dem Fuße etwas unsanft an die erste Stufe der Stiege. Der Weg war gefunden, und meine Rechte Hand in jener meiner Führerinn, und mit der Linken fortwährend mich am Stiegen Geländer haltend, gelangten wir in das zweite Stockwerk. Im ganzen Hause schien es öde und still. —

„Geben Sie wohl Acht, sprach sie jetzt leise, der Weg dreht sich auf die rechte Seite; ein sanfter Hän-

dedruck, um mich auf ihre Worte aufmerksam zu machen, begleitete diese Rede, feurig erwiederte ich diesen Druck, und fühlte zum ersten Male, da ich meine Besinnung so ziemlich wieder gewonnen hatte, daß eine schöne zarte Hand in der meinigen ruhe.

„Warum drücken Sie mich denn so heftig — Sie thun mir ja weh — fuhr Sie fort. —

„Sagen Sie mir ums Himmels willen, wo führen Sie mich denn hin?"

„Sprechen Sie nicht so laut!"

„Und warum denn alle diese Heimlichkeiten — erwiederte ich ganz unwillig, — ich gehe keinen Schritt weiter bis ich weiß." —

Sie verhielt mir den Mund mit der andern Hand, welche mit dem Handschuhe bedeckt war — um das Weitersprechen zu verhindern. „Nun scheint mirs, als ob Sie Furcht hätten, sprach sie lächelnd, ist das nicht eine Schande, in meiner Gesellschaft — mit einem Frauenzimmer!"

„Bewahre, die Furcht kenne ich selbst nicht dem Namen nach."

„Nun denn, warum zögern Sie?" —

Hierauf konnte ich nichts erwiedern, meine Hand blieb fest in der Ihrigen, und sie führte mich weiter. Wir stiegen noch 2 Stöcke über eine gerade

enge Stiege, endlich hielten wir an, sie zog einen Schlüssel hervor, öffnete eine Thüre zu meinem nicht geringen Vergnügen, und wir traten in eine gleichfalls finstere Stube, die sie vorsichtig von innen verschloß. Vergebens bemühte ich mich die Gegenstände an dem Orte zu unterscheiden wo ich mich befand, ich konnte nichts wahrnehmen als ein blaßes Licht, welches den Platz anzeigte wo sich das Fenster befand. Vergebens hoffte ich, mein Blick würde sich bei längerem Hiersein nach und nach erhellen, und mir wenigstens die Gegenstände unterscheiden lassen — es blieb Nacht vor meinen Augen, ich sah nichts, und fühlte nur die zarte, weiche Hand in der meinigen ruhen. —

Da übermannte mich plötzlich die Gelegenheit, ich versuchte es meine Unbekannte an mich zu ziehen, doch mit zwei Schritten war sie aus meiner Nähe. — „Nehmen Sie sich keine Freiheiten mein Herr, ich bitte Sie darum" — sprach sie sanft verweisend.

„Vergebung — stammelte ich — allein die Umstände — der Schein." —

„Er verdammt mich, ich weiß es, und eben deßhalb muß ich alles thun, um ihn von mir abzuwälzen."

„Ich hoffe, Sie werden sich wenigstens die Mühe nehmen ein Licht anzuzünden?"

„Nein, mein Herr."

„Wie, ich soll nicht einmal wissen mit wem ich das Glück habe zu sprechen?"

„Das dürfen Sie nicht erfahren?"

„Ich werde Sie also auch nicht zu sehen bekommen?"

„Nie" —

„In diesem Falle werde ich mich wieder entfernen."

„Sind Sie auch überzeugt, daß Sie es ganz ungehindert können?

„Man hat mich also in eine Falle gelockt!"

„Sie sehen überall Gefahren!"

„Im Gegentheil, ich sehe gar keine Gefahr."

„Was kann es Sie interessiren zu wissen, ob ich jung oder alt, schön oder häßlich bin?"

„Sie sind jung!"

„Woher wissen Sie das?"

„Der Klang Ihrer Stimme — die Leichtigkeit Ihrer Bewegungen — Ihre Hand, die hier in der meinigen liegt. — Außerdem habe ich Sie ja gesehen.

„Sie mich? — wann?"

„Als Sie sich mir näherten — das Licht der Straßen Laterne fiel durch den Schleier gerade in ihr Gesicht, als wir um die Ecke bogen." — Ich hatte

diese Lüge erdacht, da ich mir dadurch einen Vortheil über sie einzuräumen glaubte, doch sie unterbrach mich mit der Frage:"

„Habe ich dunkles Haar oder blondes — schnell sagen Sie." —

Als ich mit der Antwort stockte, fuhr sie ganz schnippisch fort. — „Sie wissen ohne Zweifel auch meinen Namen, nicht wahr?" —

„Vielleicht" —

„Desto besser, ich weiß auch den Ihrigen, soll ich ihn nennen?"

„Mir wäre es viel lieber, wenn Sie mir etwas sagen wollten, was mir nicht so genau bekannt ist als mein Name"

„Ihr Wunsch soll in Erfüllung gehen. Wissen Sie wohl, daß ich Ihnen nicht geneigt bin, und daß ich es niemals sein werde.

„Gehorsamer Diener! — und deßhalb haben Sie mich vier Stöcke steigen lassen, um mir ein solches Kompliment ins Gesicht zu sagen — warum haben Sie es nicht lieber am Hausthore gethan, oder noch besser, warum haben Sie es mir nicht durch die Post geschrieben, in einem Briefe ohne Unterschrift — unter meiner Adresse" —

„Andreas Plaz N. 26, nicht wahr?"

„Ganz recht, ich wohne dort."

„Bei Ihrer Mutter.

„Madame, ich kenne Sie weder, noch ist mir die Ursache bekannt, aus welcher Sie mich hieher geführt, auch weiß ich nicht, ob nicht etwa in irgend einer Ecke dieses Zimmers ein verborgener Zeuge lauert, der unser Gespräch mit anhört; allein komme es auch wie es wolle, ich entferne mich nicht von hier, bis ich Aufschluß habe, Sie werden daher die Güte haben sich deutlicher zu erklären."

„Ich bin im Begriffe es zu thun — setzen Sie sich"

„Wohin — auf den Fußboden?"

„Nein, auf das Kanapee zu Ihrer Rechten"

„Doch an Ihrer Seite?"

„Ich sitze Ihnen bereits gegenüber"

„Gut — ich höre Sie an"

Hierauf folgte eine kurze Pause. —

„Es sei meine erste Sorge fuhr sie fort, Sie über den Verdacht zu beruhigen, den Sie vorhin geäußert. — Wir sind allein hier, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, niemand hört uns, und wenn sich eines von uns beiden in der Gewalt des andern befindet, so befinde ich mich in der Ihrigen. Sie können ungestraft das Recht des stärkeren benützen, und hier

bleiben bis es Tag wird, Sie können mich zwingen bei Ihnen zu bleiben, und mich dadurch ins Verderben stürzen."

„Bewahre mich der Himmel dafür"

„Wie wird die Welt von dieser Zusammenkunft urtheilen, vorausgesetzt, daß Sie einen unedlen Gebrauch von meinem Vertrauen machen — doch das werden Sie nicht, ich habe Ursache es zu erwarten"

„Seyn Sie deßhalb ganz unbesorgt, ich weiß dieses Zutrauen zu ehren!"

„So darf ich denn auf Ihre Verschwiegenheit rechnen? selbst dann, wenn Sie durch Zufall von einem Ihrer Bekannten gesehen, oder erkannt worden wären?" Werden Sie es in diesem Falle über sich gewinnen, wenn Sie jemals dazu aufgefordert würden, das Ganze für nichts mehr als ein gewöhnliches Abentheuer zu schildern, wie man sie in einer großen Stadt so oft erlebt?"

„Es soll mir nicht schwer werden diese Bedingung zu erfüllen. — Doch wenn ich Sie jemals wieder treffen, wenn ich Sie an der Sprache, an Ihrem Äußeren wieder erkennen sollte, wird es mir erlaubt sein mit Ihnen zu sprechen?"

„Ich gebe Ihnen weder die Erlaubniß dazu, noch will ich es Ihnen verbieten. Wir dürfen uns in

diesem Leben nie wieder treffen — vielleicht höchstens einmal nur!"

„Warum sagen Sie vielleicht?"

„Weil es bloß von Ihnen abhängt"

„Was soll ich also thun?"

„Die Bedingnisse erfüllen, welche ich Ihnen vorschlagen werde."

„Ich bin bereit Sie anzuhören, das ist alles wozu ich mich verpflichte:"

Ich hörte eine Bewegung des Stuhles, auf welchem sie saß, und schloß daraus, daß sie sich mir entweder näher zu rücken, oder noch weiter zu entfernen im Begriffe war. Schweigend, doch nicht ohne Neugierde erwartete ich die Fortsetzung.

„Schon seit mehreren Tagen, begann sie, habe ich Sie aufgesucht, um mit Ihnen allein zu sprechen. Gestern endlich hat sich die Gelegenheit dargeboten, allein es fehlte mir der Muth Sie auf offener Straße anzusprechen. Ich entfernte mich wieder, und verschob die Ausführung meines Entschlußes auf den heutigen Tag — ich durfte nicht länger zaudern, da die Stunden gezählt sind, und ich in der Freiheit meiner Handlungen beschränkt bin. Verweigern Sie die Erfüllung meiner Bitte, so bin ich dem Schmerze, dem Kummer Preis gegeben, vielleicht eine bal-

dige Beute des Todes, dem ich allein nur als meinen ersehnten Retter betrachten kann, wenn meine Hoffnungen unerfüllt bleiben. — O Sie wissen nicht, was es heißt: zu wünschen und zu hoffen, und das unerfüllte stets sich vergrößernde Verlangen im tiefsten Herzen zu verschließen!" —

Die Leidenschaft stellt sich unbeweglich fest zwischen der Welt und dem Menschen der sie fühlt, sie spricht uns leise ins Ohr wann wir wachen, und schleicht des Nachts gleich einem quälenden Gespenste um unser Lager, sie nährt sich von unserm Blute, von unserm Leben! — Lassen Sie sich an dieser schwachen Schilderung meines Zustandes genügen, es liegt nur an Ihnen mir das verlorne Lebensglück wieder zu geben! — „Wie kann ich — war ich im Begriffe sie zu unterbrechen, als sie, ohne auf mich zu achten fort fuhr: Sie können es, wenn Sie mir zu gehorchen geloben, ohne zu fragen. Sie sind noch jung; Sie haben die Heiligkeit eines Schwures noch nicht erwogen, auch ist es kein Eid, den ich von Ihnen verlange, ein bloßes einfaches Versprechen, mit Zuversicht, Überzeugung und festem Vorsatze gegeben, eine ruhige, gelassene Zusage, die mit einem einzigen Worte von Ihnen ausgehend, nicht weiter dringen soll als bis zu mir, ohne Bezug auf die Vergangenheit, ohne Fol-

gen für die Zukunft. Dieß ist die Bedingung, unter welcher ich Ihnen mein Verlangen offenbaren werde. Diese Zumuthung darf Sie nicht überraschen, Sie sollen sich mir zwar blindlings ergeben, jedoch mit Vertrauen, mit demselben Vertrauen, das ich Ihnen geschenkt habe, indem ich mich Ihren Händen anvertraut und Ihnen selbst die Mittel an die Hand gegeben, um mich zu verderben. Sind Sie bereit meinen Wunsch zu erfüllen — Ja, oder Nein?

Mir war in diesem undurchdringlichen Dunkel zu Muthe, als ob ich eine neue, mir völlig unbekannte Welt betreten hätte, meine Sinne ruhten, nur das Gehör war beschäftiget, daher ihre Worte, die sie bald in bestimmten festem Tone, bald mit bebender angsterfüllter Stimme sprach, einen wunderbaren Eindruck auf mich machten, weßhalb sie auch meinem Gedächtnisse unerlöschlich eingegraben bleiben werden. — Es war eine Art von wohlthätiger Selbsttäuschung in die ich verfiel, und wäre es in diesem Augenblicke heller Tag geworden, und hätte ich mich überzeugt, daß die Heldin meines Abentheuers so häßlich sey, wie die Nacht, die uns umgab, ich hätte sie dennoch in diesem Augenblicke für schön gehalten, so sehr war ich von einem Ideale begeistert, dem meine Einbildungskraft den Zauber verlieh.

Nachdem sie ihre Frage: „Ja oder Nein?" — nachdrucksvoll wiederholte, antwortete ich. Soll unsere Zusammenkunft mit der Beantwortung Ihrer Frage geendigt sein? In diesem Falle würde ein Wörtchen genügen um mich von Ihnen zu trennen, und ich möchte doch so gerne noch lange und viel mit Ihnen sprechen" — „Über welchen Gegenstand?" — „Ich fühle mich auf eine unerklärbare Weise zu Ihnen hingezogen!" — „So schnell schon" —

„Ich schwöre es Ihnen" — „Das ist ein bloßer Scherz von Ihnen" — „Mögen Sie es dafür halten, allein, dann wäre auch alles was ich bisher von Ihnen gehört und erfahren weiter nichts als ein Scherz! — mit einem Worte, ich kann Sie nicht verlassen!" — „Wahrhaftig?" — „Mein Entschluß ist unwiderruflich" — Ich berechnete ungefähr die Entfernung, welche mich von ihr trennte, erhob mich rasch von meinem Sitze, um mich ihr zu nähern, allein ihre Hand faßte mich gewaltig am Arme und drängte mich auf den Sitz zurück. — Doch setzte sie sich jetzt an meine Seite auf das Kanapee, und nahm wieder das Wort, ohne mir zu weiteren Erklärungen Zeit zu lassen. — „Sie sind viel mehr aufgeregt als ich es bin," sprach sie, indem sie meine Hand auf ihr Herz legte, dessen ruhige Schläge ich deutlich

wahrnehmen konnte, während das meine mit Ungestüm pochte. —

„Ich war eitel genug zu glauben, fuhr sie fort, daß Sie keinen Preis auf jenen Dienst setzen würden, den ich von Ihnen verlange, ich habe mich getäuscht. Hören Sie also: Von Ihnen allein hängt es ab, ob ich Sie eben so sehr haßen soll, als ich einen Anderen liebe. — Denken Sie an diese Worte, sie enthalten das Geheimniß meiner Ruhe, sie sind der Schild der mich vertheidigt und schirmt, der, wenn gleich räthselhafte, Beweggrund meines Benehmens und meiner Handlungsweise, dem Sie jedoch als Mann von Ehre Ihre Achtung nicht versagen dürfen. — Nur eine Stimme gibt es in dieser Welt, deren Klang mein Innerstes erbeben macht; nur eine Hand, deren Druck mich mit Wonne erfüllt, sobald ich sie erfasse. — Alles was nicht von diesem Einzigen kommt, spricht in einer Sprache zu mir, die mir völlig fremd ist, jede andere Liebe gleitet an meinem Herzen ab, wie der Sonnenstrahl an dem kalten leblosen Steine. — Kann es Ihnen Vergnügen gewähren einem Marmorbilde zu huldigen?"

Ich war nicht wenig über diese Erklärung betroffen, die sie mir mit so vieler Kälte und energischer Entschlossenheit gegeben. — „Glücklich der Mann,

dem ein solches Übermaß von Liebe zu Theile wird," erwiederte ich — „doch erlauben Sie mir zu bemerken, nicht jede Liebe ist von ewiger Dauer, und wenn Sie jemals den Gegenstand Ihrer Neigung vergessen, oder das Schicksal Ihnen denselben entreißen sollte, dann erinnern Sie sich meiner, dessen Seelenfrieden Sie auf immer gestört haben, denn unmöglich wird es mir, den Eindruck zu verwischen, welchen die Ereignisse dieser Nacht auf mich gemacht! — Noch weiß ich nicht, wer Sie sind, und da Sie mir selbst jede nähere Erklärung vorenthalten, so werde ich auch nie einen Versuch wagen über Ihre Verhältnisse weitere Erkundigungen einzuziehen. Kann Ihnen das Bewußtsein Vergnügen gewähren, für mich ein Phantom geschaffen zu haben, das mich unablässig verfolgt? Ein Schattenbild, das eben so tyranisch wie Ihr ungestilltes Verlangen mein Lager umkreiset, und meinen Schlaf verscheucht! — Ach, Sie haben mit einem Male eine Hoffnung und einen Schmerz in meiner Brust erweckt!" —

„Sie würden mich also vielleicht einst lieben können? —" „Ich schwöre es Ihnen" — „Keine Betheuerungen über diesen Punct! Wissen Sie auch was Sie in diesem Falle erwarten würde? ein freudenloses Leben, von Argwohn und Mißtrauen ver-

giftet! — Hören Sie meinen wohlgemeinten Rath: Schenken Sie Ihre Liebe nie einem Frauenzimmer, die es Ihnen bereits gestanden, daß ihr Herz einem Anderen gehöre. Es liegt in der Schwäche unseres Geschlechtes, dem Augenblicke alles zu opfern, wir fühlen den Reiz des Lebens nur so lange wir lieben und geliebt werden, der Gedanke an die Zukunft ist für uns eine unerträgliche Last, die wir mit aller Anstrengung abzuschütteln bemüht sind, so oft sie sich uns aufdringt. Ihr Herren der Schöpfung wollt aber euer Reich selbst auf die Vergangenheit ausdehnen, argwöhnisch und eifersüchtig bewacht ihr selbst die Gedanken eurer Sclavinen, und erwiedert, unsere Ergebung mit Zweifeln und Vorwürfen" — Hoffen Sie jemals glücklich zu werden, so schenken Sie Ihr Herz nur einem Mädchen, das noch nie geliebt! — Glauben Sie mir, keine andere wäre im Stande, Ihren Wünschen vollkommen zu entsprechen, selbst wenn sie die Ehre und das Leben für die Überzeugung der ungetheilten Liebe ihres Gatten hinzugeben bereit wäre." —

„Wie wurde es Ihnen möglich, das menschliche Herz so tief zu ergründen?"

„Das gehört nicht zur Sache, genug daß ich es kenne."

„Sie warnen mich also aus bloßer Theilnahme, aus Mitleiden?" —

„Im Gegentheile, aus Zuneigung."

„Wahrhaftig? — wie wenn ich einen Beweis begehrte?"

„Was verlangen Sie?"

„Ihren Namen, er sei mir die einzige bleibende Erinnerung an Sie."

„Was soll Ihnen dieser Name, woran soll er Sie erinnern? — Für Sie ist er nur Klang, der in der Luft verhallt. Der Liebende zieht den Namen der Geliebten jedem anderen vor, allein ich liebe Sie nicht, und auch Sie haben mich vielleicht morgen schon vergessen."

„Sie verweigern mir also auch diese Gefälligkeit?"

„Ja!"

Unmöglich wäre es mir, meine Empfindungen in diesem Augenblicke zu schildern; mein Kopf war eben so verwirrt als mein Herz; mit jeder gescheiterten Hoffnung erwachte ein neues Verlangen, und die Ruhe, mit welcher Sie meine Zudringlichkeit zurückwies, erhitzte meine Phantasie zum glühenden Fiebertraume. — Ich machte einen neuen Versuch das

einmal zerrissene Band wieder anzuknüpfen, indem ich mit ziemlichen Nachdruck die Frage an sie stellte:

„Welchen Dienst erwarten Sie also von mir?"

„Mein Freund" antwortete sie, und diese Worte erklangen meinen Ohren so freudig, wie der Rettungsruf einem Schiffbrüchigen." — „Mein Freund, unser Gespräch hat eine so ernste, und von meiner Absicht ganz verschiedene Wendung genommen, daß ich es kaum mehr wage Ihnen meine Bitte, wozu der Zeitraum von einigen Minuten hingereicht hätte, jetzt noch vorzutragen, um so mehr, da Ihnen ihr Inhalt nichts weiter, als eine in den Schleier des Geheimnisses gehüllte lächerliche Kaprize scheinen wird." —

„Sprechen Sie, ich beschwöre Sie, mit Freuden werde ich die mir auferlegte Bedingung erfüllen, und jede Gefahr die sich ergeben sollte, wird nur mich allein bedrohen."

„Seyn Sie ganz unbesorgt, mein Verlangen steht weder im Widerspruche mit Ihrer Pflicht, noch beeinträchtiget es irgend eine Person, die Ihnen theuer ist. Trachten Sie morgen, ohne von Jemanden bemerkt zu werden in das Magazin zu kommen, welches sich in Ihrem Hause befindet; dort werden Sie unter mancherlei Geräthschaften und aufgehäuf-

ten Schriften und Actenstücke, einige Bücher neues noch unbeschriebenes Papier finden — jenes, welches ich meine, ist leicht zu erkennen, indem Sie einen Bogen desselben gegen das Licht halten; Sie werden auf dem einen Blatte eine Muschel, und auf dem andern die Worte: Honig et Zoon — Holland — in Wasserschrift abgedruckt finden. — Alles, was Sie von dem bezeichneten Papier finden, werden Sie zu sich nehmen, und mir morgen Nachts zu einer bestimmten Stunde überbringen. Den Preis dieser Gefälligkeit haben Sie selbst zu bestimmen. —

„Sonderbar! erwiederte ich, woher wissen Sie, daß dieses Papier sich gerade dort befinde, und wozu sollen Ihnen die unbeschriebenen Blätter nützen?"

Das ist mein Geheimniß, und zum Beweise des Vertrauens, welches ich in Ihre Person setze, versichere ich Sie im Voraus, daß ich Ihnen vollen Glauben beimessen werde, im Falle ich morgen von Ihnen erfahren sollte, daß Sie das Verlangte vergeblich gesucht! —

Vielleicht that ich Unrecht — allein ich versprach ihren Auftrag zu vollziehen.

„Leben Sie wohl für heute," sprach sie, indem sie sich von dem Sitze erhob, morgen Nachts also zwischen 12 und 1 Uhr." —

„Wo werde ich Sie treffen?"

„Auf der kleinen hölzernen Brücke, hinter dem erzbischöflichen Pallaste, welche von dem äußersten Ende der Stadt nach der Insel St. Louis führt.

Sie nahm mich an der Hand, leitete mich wieder im Dunklen die Treppe hinunter, sagte mir noch einmal gute Nacht, und kehrte ins Haus zurück, dessen Thüre sie hinter sich abschloß. —

Ich nahm denselben Weg zurück wie ich gekommen war, mit mir selbst im Streite, ob ich geträumt, oder das Abentheuer wirklich erlebt habe. — Die Muschel — der Name Honig et Zoon, das Dunkel, und endlich die Dame selbst, durchkreuzten unablässig mein Gehirn. — Doch war die Nacht sehr frisch und meine Phantasie, bis ich an mein Haus gelangte ziemlich abgekühlt.

Nach einigen Stunden Schlaf erwachte ich am nächsten Morgen, in einer Gemüthsstimmung, welche von jener in der vergangenen Nacht ganz verschieden war. Erst, nachdem ich dem Ereignisse eine Zeitlang nachgedacht, schämte ich mich über meine Leichtgläubigkeit, es schien mir so ziemlich klar, daß ich zum Helden irgend eines Betruges, oder wenigstens zum Mittel, um einen Andern dadurch zu täuschen, auserkoren war — doch siegte späterhin das Ver-

trauen, welches mir die Worte der Unbekannten einge-flößt, über alle Zweifel, und ich schickte mich an, mei-nen Auftrag zu vollziehen. — Nach langem vergebli-chen Nachsuchen unter den in dem Magazine aufge-häuften Geräthschaften, und nachdem ich bereits die Hoffnung aufgegeben das Verlangte zu finden, ge-rieth ich plötzlich auf ein im Winkel liegendes bestaub-tes Packet, nach dem ich hastig griff, es öffnete, und zu meiner nicht geringen Freude das bezeichnete Papier, genau so wie es mir die Unbekannte angegeben, entdeckte. Schnell entfernte ich mich mit meinem Funde, verbarg ihn den Tag über auf meinem Zim-mer, und erwartete mit banger Ungeduld die Nacht. — Als es 12 Uhr schlug war ich schon an dem be-stimmten Orte. — Rings um herrschte ein tiefes Schweigen, welches nur von dem Gebrause der an dem Joche der Brücke sich brechenden Wellen unter-brochen wurde; — ich war allein und überschritt die Brücke in der Hoffnung, den Gegenstand meines Har-rens am jenseitigen Ufer zu treffen. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn als ich die letzten Schritte über die Brücke machte, gewahrte ich auf einem der stei-nernen Pfeiler, die vom Ufer in den Fluß ragen, eine Gestalt im Schatten, die mir zuwinkte. — Ich zauderte erst, diesem Winke zu folgen, und hielt das

Ganze für eine Erscheinung, da ich nicht begreifen konnte, wie die Fremde, oder überhaupt irgend ein menschliches Wesen einen so gefährlichen Punct wählen könne, um Jemanden zu erwarten; — sie war es dennoch! —

Gerechter Himmel! rief ich ihr erschrocken zu, nachdem ich mich ihr genähert, und mich überzeugt hatte, daß sie sich nachläßig an das hölzerne, gegen das Beet des Stromes ausgebrochene und wankende Geländer der Brücke stützte — was thun Sie — Sie stürzen in den Fluß! —

„Sorgen Sie nicht, antwortete sie ruhig und gelassen, ich bin seit einer halben Stunde hier, um sie zu erwarten" —

Vor Schreck entfiel das Papier meiner Hand, und rollte auf den Boden hin. Ich machte eine Bewegung, um sie aus dieser gefährlichen Stellung zu bringen, allein sie trat noch weiter an den Rand des Pfeilers hinaus, indem sie die eine Hand von dem Geländer los ließ, und rief mir im drohenden Tone zu. — „Keinen Schritt weiter! — Versuchen Sie es nicht um Hülfe zu rufen, bei dem ersten Worte aus Ihrem Munde, begräbt der Fluß mich und mein Geheimniß vor Ihren Augen. Eilen Sie von hinnen, beflügeln Sie Ihre Schritte, wenn Sie

nicht meinen sichern Tod befördern wollen, denn schon fühle ich das schwache Geländer von dem Gewichte meines Körpers wanken, und ich verlasse diese Stelle nicht früher, als bis ich Sie weit von hier weiß —

Gehen Sie — gehen Sie! — Ihr Ausbleiben hätte mir das Leben gekostet, nun aber will ich leben" —

Vor Schreck und Angst übermannt, entfernte ich mich, ihrem Befehle gehorchend, und war mit einigen Schritten mit der Leichtigkeit einer Gazelle über die Brücke zurück am jenseitigen Ufer, und auf dem Rückwege nach Hause. Späterhin weckte mich das Gerassel eines auf dem Straßenpflaster hinrollenden Wagens aus meinen Träumen.

Einige Tage später trieb mich die Neugierde in jene Gegend der Stadt, wo ich das Abentheuer der ersten Nacht bestanden. Mit leichter Mühe erkannte ich das Haus, und erfuhr von einer alten, halbblinden und ganz tauben Pförtnerinn, nachdem sie meine Frage nach zehnmahliger Wiederhohlung endlich verstanden hatte, daß die Wohnung im 4ten Stocke einem jungen Manne gehöre, der aber seit längerer Zeit von Paris abwesend sey.

(Acht Jahre später.)

— — — — „Stille" gebot der Ausrufer zu wiederhohlten malen mit einer Stimme, deren Klang einem gellenden durchdringenden Passe ähnlich war, und der Präsident drohte mit der Leerung des Saales, wenn der sich unter den Zuhörern erhobene Tumult nicht sogleich enden würde. — Auf diese Äußerung trat die Ruhe ein, und ein zweiter Zeuge ward eingeführt. — Nachdem an diesem die gewöhnlichen Fragen gestellt wurden, sagte der Präsident.

„Geben Sie nunmehr Ihre Erklärung an die Herren Geschwornen ab," und der Zeuge deponirte wie folgt:"

„An dem Tage wo die Siegel abgenommen wurden, befand ich mich mit den übrigen Erben in der Wohnung unseres verstorbenen Oheims, um der Ablösung des Testamentes beizuwohnen, von dessen Inhalte wir zwar schon von ihm selbst bei seinem Leben unterrichtet waren, da er uns das Testament, ehe er es in die Hände seines Notars hinterlegte, vorlas. Wir wußten daher, daß das große Vermögen unsers Oheims, des Herrn Caseneuve, in gleiche Theile vertheilt war, sein fünfter Neffe Herr Emil d'Estievaut, der Sohn seiner Schwester, war von

dieser Theilung ausgeschlossen. Nachdem das Testament abgelesen war, trat zu unserem nicht geringen Erstaunen Madamme Caseneuve, die Witwe des Verstorbenen, in tiefe Trauer gehüllt, die wir übrigens schon seit mehreren Monaten von Paris abwesend glaubten, da sie von ihrem Gatten getrennt war, in das Zimmer, und produzirte ein früheres Testament des Verblichenen, nach dessem Inhalte Emil d'Estievaut, in sein volles Recht als Erbe eingesetzt war. Es dauerte ziemlich lange, bis wir uns von unserem Erstaunen über dieses unerwartete Ereigniß erholten."

„Aus welchem Grunde hat sich Herr Caseneuve von seiner Gattin getrennt?"

„Als mein Oheim das sechzigste Jahr erreicht hatte, zog er sich von seinem Geschäfte zurück, nachdem er sein ganzes Vermögen in baares Geld umgesetzt. Nach zwei Jahren heirathete er die zwanzigjährige Anna Clemenza Jaubert, deren Reize ihn geblendet und verführt hatten. — Was konnten wir von einem Manne erwarten, den die Liebe in einem so hohen Alter verrückt hatte. Die ersten Monate dieser Ehe gingen in Frieden und sorgloser Ruhe dahin, doch noch vor Ablauf eines Jahres erhob sich

das Gericht von dem Bestande eines sträflichen Verhältnisses zwischen der Gemalin meines Oheims und seinem Neffen Emil — dieß die Ursache der Trennung von seiner Frau, und der Grund, aus welchem er seinen Neffen Emil von der Erbschaft ausschloß, obschon er ihm früher gleichen Antheil mit den übrigen zusicherte."

Nach dieser Erklärung waren die Blicke aller Anwesenden von Neuem auf die beiden Angeklagten gerichtet; — der junge Mann schien kaum 30 Jahre alt zu seyn, obschon er bereits das 36. Jahr erreicht hatte, sein Anzug war elegant, sein Benehmen, ungeachtet er sich auf der Bank der Angeklagten befand, fest und edel, und sein entschlossener würdevoller Blick schien der sprechendste Zeuge seiner Unschuld. Seine Verhältnisse gestatteten ihm, einen der angesehensten Advokaten zu seinem Vertreter zu wählen. Anna Jaubert, Herrn Caseneuves Witwe hingegen, war um 10 Jahre älter als Emil, der Zustand der Anklage, in welchem sie sich befand, hatte die letzten Spuren ihrer früheren Reitze verwischt; — sie war mager und ihr Leib gekrümmt, nur der sanfte angenehme Schmelz ihrer Augen, und eine wundervoll schöne und zarte Hand waren ihr ge-

blieben. — Da sie sich in sehr mißlichen Umständen befand, ward ich als ihr exofficio Vertreter aufgestellt, und trat so eben in dieser mir erst bekannt gewordenen Eigenschaft in den Gerichtssaal, wo eben die Verhandlungen im Zuge waren, ohne daß es mir früher möglich wurde, die Prozeßacten durchzusehen, da ich Tags zuvor erst von einer Reise zurückgekehrt war.

Emil d'Estievaut, Sie haben die Aussage des Zeugen vernommen, gestehen Sie das zwischen Ihnen und der Frau Ihres Oheims angeblich bestandene sträfliche Verhältniß ein?"

„Im Gegentheile, ich läugne es" — sprach dieser mit fester und lauter Stimme — „ich kam täglich in das Haus meines Oheims, da ich von ihm erzogen wurde, und er mir überhaupt ein zweiter Vater war.

Die Huldigungen, welche ich seiner Gattin zollte, waren von gewöhnlicher Art, und vielmehr Höflichkeitsbezeugungen, die ich ihr als der Frau meines Wohlthäters schuldig zu sein glaubte. — Mir ist es nie in den Sinn gekommen das Vertrauen des ehrwürdigen Greises, dem ich alles danke, was ich bin und habe, so weit zu mißbrauchen, um seinen häuslichen Frieden zu stören. Diese Beschuldigung meine

Herren, ist durchaus falsch, und ich werde sie immer läugnen. — Man stelle mir Beweise wenn es möglich ist, oder bin ich vielleicht durch Betrug und List um den Besitz des mir entzogenen Erbschafts-Antheiles gekommen? weder das eine, noch das andere hat hier statt gefunden, ich wiederhole es daher, die Anklage ist falsch, und ich bin unschuldig. — Mein Oheim sah späterhin das Unrecht, welches er mir durch diesen grundlosen Verdacht zufügte, selbst ein, und entschädigte mich reichlich für das Verlorne. — Was endlich Mad. Caseneuve, betrifft, so möge an der Versicherung genügen, daß ich sie nie geliebt habe. Als Beweis der Wahrheit meiner Worte möge der Umstand dienen, daß ich damals schon das Mädchen liebte, die späterhin meine Frau wurde, und deren Charakter zu edel ist, als daß sie ihren künftigen Wohlstand durch die Theilnahme an einem Vergehen erkauft hätte."

Anna Jaubert saß schluchzend auf der Bank und verbarg das Gesicht in beide Hände. „Angeklagte, sprach jetzt der Präsident, Sie schienen bisher ruhig und gefaßt — sind es vielleicht die Worte des Herrn Emil, welche diese plötzliche Aufregung in Ihnen verursachen?" „Ich weine, da ich mich des Vergan-

genen erinnere. Ich kannte diesen Herrn zu einer Zeit, wo ich jung, blühend und reich war. — Ich habe Jugend, Schönheit und Reichthum verloren, nur die Erinnerung ist mir geblieben, dieß die Ursache meiner Thränen — Verzeihen Sie, es war ein Augenblick weiblicher Schwäche die sich meiner bemächtigte, — es ist nun vorüber. — Haben Sie noch mehrere Fragen an mich zu stellen?

„Sie läugnen also dieses Verhältniß?"

„Herr Emil hat mich nie geliebt."

„Auf welche Art können Sie die Gültigkeit dieses zweiten Testamentes rechtfertigen, welches sich in Ihren Händen befindet? — Sie waren von Ihrem Gemale getrennt, und von einer Wiedervereinigung mit ihm war nie mehr die Rede." —

„Sie erfolgte auch nicht" — Mein Gemal war und blieb Herr seines Vermögens, und es scheint, daß der Inhalt dieses Testamentes, welches durchaus nicht in meinem Interesse abgefaßt ist, vielmehr zu meiner Vertheidigung, als zur Anklage gegen mich dienen könne."

Die Ruhe und Zuversicht, mit welcher sie gesprochen, schien die Wahrheit ihrer Äußerung zu bekräftigen. Die allgemeine Theilnahme folgte ihren Wor-

ten. — Einer der Geschwornen warf endlich die Frage auf: Wie kommt es, daß diese Anklage erst jetzt, nach vier Jahren, von Seite der vier Erben Statt findet, während Herr d'Estivaut im Verlaufe dieser Zeit, sich im ungestörten Besitze befand? Der General Advokat schickte sich eben zur Antwort an, als von der Bank der Zeugen eine Stimme erscholl. „Der Angeklagte wohnte nicht mehr in dem Hause seines Oheims, als dieser sich von seiner Frau trennte, man sollte Erkundigungen einziehen, ob er nicht öfter Besuche von einem Frauenzimmer in seiner Wohnung erhielt. —

Es ist bereits geschehen, erwiederte der Präsident, doch es war unmöglich etwas zu erfahren, die Bewohner des Hauses haben seither öfters gewechselt, und die alte Pförtnerinn ist seit vier Jahren todt.

„Wo wohnte die Angeklagte?"

„Im Hause Nr. 7, in der Straße des Frondeurs."

„Numero sieben — Straße Fondeurs? rief ich unwillkührlich aus!"

„Jawohl, mein Herr Advokat, sagte der Präsident; doch warum erstaunen Sie?"

Ich bat um Entschuldigung, und gab eine Zerstreuung, eine unwillkührliche Bewegung als den

Grund meiner Äußerung an. Der Vorfall hatte keine weiteren Folgen, doch würde ich es vergebens versuchen wollen, meinen Zustand zu beschreiben.

Das Abenteuer jener Nacht erwachte plötzlich in meinem Geiste, mein voreiliges, nur durch meine Jugend zu entschuldigendes Versprechen, über das ganze Ereigniß ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, endlich die geheimnißvolle Gestalt, wie sie an dem Pfeiler der Brücke schwebte, und sich lieber in den Fluß stürzen, als sich mir entdecken wollte. — Die Erinnerung an alles das was ich damals erlebte und erfuhr, stand mit einem Male lebhaft vor meiner Seele — es war die Stimme des Gewissens, die in mir erwachte und ich sah in mir den dritten Schuldigen auf der Bank der Angeklagten. An mir allein war es, den Beweis zu liefern, und ich mußte schweigen! — Mußte einen der Angeklagten dem Ausspruche des Gesetzes Preis geben. Wohl zwanzig Mal war ich im Begriffe das Geheimniß zu enthüllen, doch eben so oft erinnerte mich mein Bewußtsein an die Erfüllung eines Versprechens, und ich blieb fest und unbeweglich auf meinem Sitze. Die Sache war der Entscheidung nahe, und mein Kollege erhob sich, um den Ausspruch zu beschleunigen. —

Herr Caseneuve war Associé einer auswärtigen Papier-Fabrik, doch ward diese Fabrik späterhin aufgehoben, und Niemand außer dem Verstorbenen bediente sich des noch aus derselben erübrigten Papiers, welches er sorgsam aufbewahrte, so lange er lebte, und das auch nach seinem Tode unter Siegel gelegt wurde, es war daher unmöglich, daß außer Herrn Caseneuve irgend Jemand in Besitz eines einzigen Blattes von diesem Papiere gewesen wäre.

Die beiden Testamente wurden jetzt von dem Gerichtshofe verglichen, und man fand auf dem Papiere der Beiden dieselben Zeichen, nämlich eine Muschel und die Worte: Holland — Honig et Zoon.

Ich that einen lauten Schrei, und sank bewußtlos um. Ein heftiger Nerven-Anfall, und ein darauffolgendes gefährliches Fieber, ließen die Ärzte durch eine Woche an meinem Leben zweifeln. Ein junger Advokat, der bei den Verhandlungen gegenwärtig war, übernahm meine Stelle, seine Bemühung und seine Beredsamkeit siegte, und die beiden Angeklagten wurden losgesprochen.

Dieser Prozeß war der erste, den ich vor dem Gerichte verhandelte, er machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich in Übereinstimmung mit den

Ärzten diesem Geschäfte willig entsagte, und mir eine andere Bestimmung erwählte. —

Zwey Jahre später erhielt ich einen Brief aus Neu-York folgenden Inhalts:

Mein Herr! — Ich hoffe Sie werden glücklich sein, und eine unheilvolle Angelegenheit vergessen haben, zu deren Vertheidiger Sie der Zufall gemacht hat. — Zur Sühnung meines Vergehens ward mir ein Leben voll Kummer und Elend zu Theil, und ich befinde mich auf dem Punkte zu sterben! — Dießmal sollen Sie die Wahrheit erfahren: Emil war nicht mein Mitschuldiger, er wußte nichts von der Verfälschung des Testaments. — Mein Gemal hat sich nie wieder mit mir versöhnt. — Ich liebte Emil leidenschaftlich, und hoffte ihn glücklich zu machen. Von meinem Gemal erfuhr ich, daß der Überrest jenes verhängnißvollen Papieres von dem Vorsteher in dem Geschäfte Ihrer Mutter angekauft worden sey, daher suchte ich Sie zu sprechen, und führte Sie in jener Nacht in Emil's Wohnung, der eben abwesend war. — Ich allein habe das Testament nachgemacht, allein Emil liebte mich nicht, und mein Vergehen sollte dazu dienen, um eine Andere zu bereichern, und an Emil's Hand glücklich zu ma-

chen. — Ist dieses Bewußtseyn nicht härter als jede Strafe, die mir von der Gerechtigkeit hätte auferlegt werden können? — Als ich ihn in jener Gerichtssitzung von seiner Frau sprechen hörte, war ich nahe daran alles zu entdecken, doch ich liebte ihn, ja ich liebte ihn damals noch. Leben Sie wohl mein Herr!

Anna Clemenza Jaubert.

# Gutenstein *).

## In Nieder-Oesterreich.

Von Realis.

*) Hiezu die Abbildung im vorigen Bändchen.

Oft klang das Lied aus diesen Hallen,
Oft klang das Schwert von Gutenstein,
Doch ach, die Burg, sie ist gefallen,
Kein Sänger kehrt hier ferner ein.

In einer hohen Gebirgsgegend, von dem Schneeberge, dem Geyersberge, dem Öhler und dem Mariahülferberg zunächst umgeben, liegt die berühmte Veste Gutenstein. Von himmelhohen Gebirgen und finstern Wäldern umschlossen, von der tosenden Piesting durchströmt, ist die Gegend von einer wildromantischen Beschaffenheit. Der Felsen, auf welchem die Burg steht, ist kahl, und nur an seinem Fuße etwas mit Sträuchern bewachsen. In dem melancholischen Thale, in das nun die leeren einstürzenden Mauern des Schloßes herab dräuen, liegen die Häuser des Marktes von Gutenstein zerstreut. Auf der nördlichen Rückseite ist der Schloßfels unzugänglich, mehr überhangend, als senkrecht. Das sogenannte Rohrer-Wasser und die Längapiesting schäumen an der Bergschlucht vorüber, und vereinigen sich hier mit dem Öhlerbache und der Steinapiesting, wo sie von den Rädern der Hammerwerke und Sägemühlen gepeitscht, sich bald freier in die Ebene von Pernitz schlängeln.

Von der Marktseite leitet ein nun verwitterter

Fußweg nach der äußern vom Schloße sich herabziehenden Vormauer; Schutt und eingestürztes Mauerwerk lassen hier ehemalige Ställe vermuthen. In den innern Hof führt eine Leiter; hier befand sich eine Stiege. Der Hof selbst ist enge, winklicht und durch die zu Tag streichenden Felsen uneben. Man erblickt hier einen äußerst kühn, auf dem Überhange und auf der Spitze zweier Felsstücke, gespannten Bogen, der einen viereckigen Vorsprung der Veste trägt, von welchem sich die Aussicht nach allen vier Gegenden öffnet. Die Bestimmung dieses sonderbaren Gebäudes läßt sich nicht leicht errathen; die Mühe und Gefahr der Erbauung scheint eine wichtigere Ursache anzudeuten, als jene eines bloßen Wohnortes. Der noch wenig beschädigte Bogen ist aus dauerhaften Ziegeln gemauert. Gleich furchtbar und schauerlich ist die Ansicht von unten zum kühnen Felsenbaue hinauf, als der Niederblick in die tiefe, von der Piesting durchströmte, grausenvolle Schlucht. Nur mit festangeklammerten Händen und sicherem Fuße darf man es wagen, diese gefährliche Stelle zu betreten.

In diesem Burghofe befindet sich noch ein tiefer Felsenbrunnen, und eine aus Tufstein erbaute Küche. Durch den viereckigen Thurm gelangt man in

die untern Gemächer und Gewölbe, und von da in die Stockwerke. Die Bauart des Ganzen zeugt die Erneuerung des Schloßes ungefähr in der Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Heute sind nur die äußern Mauern in dem Felsen gebaut, und mit selbem verwittert, der Thurm von Quadern und einige Scheidewände erhalten; kärglich von dem beschädigten Dache beschützt, droht dem Übrigen baldiger Einsturz.

So durchklettert man unter rollendem Schutte, auf unsichern Leitern, bey halb eingestürzten Tippelböden, die noch übrigen Gemächer, sechs an der Zahl, drey in jedem Stockwerke, woraus die letzten Reste dieses Fürsten- und Regentensitzes bestehen. Der Schatten finsterer Wälder, und ringsum todtes Schweigen vollendet das Schauergemälde.

Unfern vom Schloße befindet sich der bekannte Paß von Gutenstein, im Mittelalter für die Burg sehr wichtig. Hier öffnet der schwarze Berg seine Schlünde, und starrt in furchtbar schroffen Felsenmassen empor. Nur der alles durchwühlende Bergstrom darf hier heraustoben: er verschlingt den Fahrweg, der sich an seiner Seite hindrängen will. Über den Strom, der ihm entgegen eilet, ist durch die Felsenschlucht auf schaukelnden Balken

längs desselben eine Brücke hingespannt. Dort, wo die Gefahr am größten ist, hängt eine Fallthür, von den Tragebalken eines Wachhauses herab. Hier kann kein Feind hinandringen, wenn die Brücke (vormals eine Zugbrücke) aufgezogen ist: die Gewalt des Bergstromes, den die Felsenwände hier zusammendrängen, würde Mann und Roß zerschmettern.

Von der Brücke dieses östlichen Passes kann man Gutensteins Ruinen ganz erschauen; jedoch schöner erscheint die Felsenburg, wie die beiliegende Ansicht erweiset, in den westlichen Schluchten, wo irgend eine der großen Katastrophen, die Meere verschlang, und Berge zerriß, hier eine himmelanstrebende Felsenwand spaltete. Da drängt der Bergstrom, die Piesting (auch der kalte Gang das Rohrerwasser genannt) sich in den Riß, und wälzt sich über die Trümmer schäumend und tobend hinab. Eine Prügelbrücke, längs über den Waldstrom hingespannt, führt durch die Schlucht, die kaum dem schmalsten Wagen Raum gewährt. Oft überfluthet der eingeengte Wildbach die schaukelnde Brücke, wenn eingestürzte Felsentrümmer sie durchschlugen, oder die Allgewalt der Wellen hier und da einen Querbaum heraufdrückt, und in sausenden Bogen das Wasser emporschießt. Das dumpfe Tosen des

unterjochten Baches, der unter seiner Brücke tobt, hallt von den Wänden wieder.

Bevor wir uns um Gutensteins Geschichte bekümmern, wollen wir noch einen Blick auf den Mariahülferberg, als dessen nächste und vorzüglichste Umgebung werfen. Man bedarf einer vollen Stunde, diesen steilen Berg zu besteigen. Auf dem Gipfel des Waldgebirges steht die im neueren Style gebaute Wallfahrtskirche unserer lieben Frau in Buschach, und hinter selben das von Grafen Balthasar von Hoyos im J. 1668 gestiftete Servitenkloster. Ringsum erhebt sich dichter Wald von Fichten, Föhren und Tannen, deren viele wohl Jahrhunderte ihre weiten Äste saugend in die Lüfte strecken.

Fürst Gallizin, der erste Gartenfreund in Österreich von hohem Range und Geschmack, und die Gräfinn von Hoyos (geborne Gräfin Clary), Besitzerinn dieser Herrschaft, leiteten mit ihrem feinen Gefühle für das Große und Schöne in der Gartenkunst, eine Anlage auf diesem Waldgebirge, die, wäre sie geendet worden, wie sie begann, den Park am Mariahülfberge zu Gutenstein, eben so sehr über die Parke des nördlichen und südwestlichen Deutschlands erhoben haben würde, als der Schneeberg, den

man von den schönsten Partien dieser Anlage in hundertfältig wechselndem Vordergrunde sieht, über den Brocken, Blocksberg und Schwarzwald erhaben ist.

Die Erbauung der Veste Gutenstein fällt in die erste Epoche der Babenbergischen Regenten Österreichs. Der Erbauer ist unbekannt. Die Grafen von Gutenstein sind von uralter slavischen Abkunft. Ein Zweig des Hauses verbreitete sich in Kärnthen und Krain, ein anderer in Böhmen. Die erste Linie, die auch im Besitz von Gutenstein war, erlosch wahrscheinlich mit Richer von Gutenstein (1213), der im fern gesuchten Kampfe umkam, und dessen Gattinn Elise aus Gram als Nonne im Kloster Seckau starb. Ausgebreiteter und länger blühte die böhmische Dynastie, mit Würden und Gütern begabt. Dieses Haus erlosch im Jahre 1747 mit Johann Hroznota, Graf von Gutenstein, k. k. Kämmerer und Obristen.

Die Beherrscher von Österreich konnten nach Abgang der österreichisch-krainerischen Gutensteiner den Werth der unbezwingbaren Burg nicht verkennen. Herzog Leopold VII. erkaufte diese von dem Grafen von Pleien (nachmaligem Grafen von

Hardegg), besetzte sie im J. 1220, und versah sie mit neuen Mauern und Thürmen.

Immer war Gutenstein in Fehdezeiten der Zufluchtsort der Geängstigten, und als man den mächtigen Grafen zu Cilly ein Pfand bieten musste für die Vorschüsse, die sie ihren Beherrschern thaten, hatte man nichts Besseres zu geben, als Gutenstein, Pütten, Grümenstein und Wartenstein. Als die Pfänder wieder gelöset wurden, da wohnten die Kaiser des Reichs auf diesem Schlosse, welches bis unter Kaiser Rudolph II., landesfürstlich blieb.

Friedrich III., der Schöne, der wandelbaren unglücklichen Schicksale, fremder und brüderlicher Untreue bei seinem eigenen Gefühle von Edelmuth und ritterlichen Sinn müde, wählte die einsame Waldburg Gutenstein zu seinem Aufenthalte. In frommer Schwermuth durchlebte er den Rest seiner Tage an der Seite seiner Gemalin, der die über sein hartes Geschick und Gefangenschaft vergossenen Thränen den Strom des Lichts ausgetrocknet hatten, und starb hier im Jahre 1330.

Nach Friedrichs Tode fiel die Burg an die Herzoge von Österreich. In der Erblandtheilung (1379) zwischen Albrecht dem III., und Leopold dem III., dem Stifter der österreichisch-steyermärkischen Linie,

blieb Gutenstein dem österreichischen Hause. Leopold IV. verpfändete das Schloß, wie oben gesagt, an Herrmann von Cilly. Ullrich von Wallsee besaß es als Leibgeding, nach dessem Tode fiel es nach dem Ausspruche König Sigmunds am 30. October 1411 an den Landesfürsten zurück.

Auf Gutenstein saß auch die Zierde der Könige Ungarns, Mathias Corvinus, im Burgverließe gefangen: man wußte damals keine stärkere Feste, die diesen gefürchteten Feind sicher hätte verwahren können. Nach der grauenvollen Hinrichtung des Ladislaus Hunyades ließ König Ladislaus Posthumus dessen Bruder Mathias (1456) hier gefangen setzen. Mathias vom väterlichen Geiste beseelt, ein Jüngling von seltenen Kenntnissen, wurde von den Magnaten, und der großen Hunyadischen Parthey mit Macht aus der Gefangenschaft gerufen. Ladislaus sandte ihn 1457 zu dem böhmischen Statthalter Podiebrad, von welchem unterstützt, er die ungarische Krone erhielt.

Bald darauf wurde Gutenstein neuerdings an die Hardegge, und nach ihnen an die Grafen Pottschach verpfändet. Margarethe Felizitas von Pottschach brachte es an ihren Gatten, den Freyherrn Sigismund von Herberstein. Endlich wurde

die Veste von Kaiser Rudolph II. zurückgelöst, und am 28. April 1595 an Ludwig Gomez v. Hoyos, der mit Ferdinand I. aus Spanien kam, mit allen Wäldern, Wildbahnen, Viehweiden und Alpen um 29000 fl. verkauft.

Kaiser Ferdinand II. erhob Gutenstein den 26. April 1628, zur Grafschaft unter Johann Balthasar Freyherrn, dann Reichsgrafen von Hoyos, und verlieh ihm und seinen Nachkommen alle dazu gehörigen Lehen, welche die Herrn von Wildeg, Winkel, Pergau, Ebersdorf und Roggendorf besessen hatten. Von dieser Zeit an ist Gutenstein diesem berühmten Hause verblieben.

Die Burg wurde durch die Einfälle der Türken verwüstet, aber wieder aufgebaut und bewohnt. Die neue Gestaltung der Zeit machte endlich die unwegsame Felsenveste zwecklos, und sie wurde verlassen. Über 600 Jahre, unter mancherlei Schicksale, ein Wohnsitz der Fürsten, zerstört, wieder erneuert, eilt nun die gewaltige Burg ihrem gänzlichen Verfalle zu.

Ein merkwürdiger Sittenzug der Vorzeit ist der sogenannte Kirchtag zu Gutenstein (Khierich Tag ze Guetrinstein) dessen Beschreibung hier nach einer alten Nachricht, jedoch mit unserer Rechtschreibung geliefert wird.

## Der Kirchtag zu Gutenstein.

Allhier wird um Johanni Kirchtag gehalten, Vormittag wird das Amt soleniter celebrirt, und pflegen die drei Prozessiones allher zu kommen, als: Pernitz Weidmannsfeld und Schaichenstein, Schwarzau und Rohr.

So wird ingleichen vor dem Amte ein Umgang um die Kirche gehalten, hernach pflegt der Herr Pfarrer die Priester zu gastiren.

Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags wird die Vesper gehalten, welche eine Stunde lang währt, hernach richtet der Marktrichter neben den Geschwornen alles in guter Ordnung, und pflegt die Preise an einer Stange bey dem Wirthshause herauszuhängen, doch einen jeden Preis abgesondert; und wird erstlich das Kübelrennen gehalten, hat also der Marktrichter und die Geschwornen diejenigen, so rennen wollen, abzuholen, die müssen alle in der Ordnung bey der Kirche gestellt werden, und sich auf das Beste aufputzen, ingleichen ihre Rosse mit Sattel und Zaum versehen, und müssen alle gleiche Stangen in der Länge und Dicke haben, welche der Drechsler zu machen hat, fast auf die Art, wie die Lanzen alle einschlacht hin; ein jeder hat auf den Kübel dreimal zu rennen. —

Der Pfleger, Rentschreiber, Richter und die Geschwornen haben zu judiciren, welcher den Kübel, dessen Loch von unten, am zierlichsten und öftesten trifft, doch daß er den Kübel mit dem Wasser umkehre, und sich benetze, der hat den Preis erhalten. Der Preis ist ein Hut pr . . . . . 1 fl. 15 kr.
sammt einen Facenetl und Gürtl,
und ein Beutel darin pr . . . — 30 —
Der Andere nach dem ersten hat ein paar
Strümpfe pr . . . . . — 45 —
ingleichen ein Facenetl pr . . . . — 9 —
Der dritte ein Hütl und ein Halstuch mit einem leibfarbenen
Püntel, das Halstuch pr . — 24 —

Der Kübel ist solchergestalt formirt: erstlich sind zwei hohe Stangen unten ein Kreuz, in der Mitte hängt der Kübel mit langen Stricken, welcher wie ein Wasserschaff groß, oben mit einer Handhabe, welches in der Mitte ein Loch hat, darauf man rennen thut; mit den Stricken kann man den Kübel herunterlassen, und wieder hinaufziehen, es muß aber der Kübel allzeit mit Wasser gefüllt werden, denn der größte Spaß ist, wenn man sieht, daß sich einer aus Unge-

schicklichkeit begießen thut; diejenigen, so rennen, müssen nicht traben, sondern das Roß völlig laufen lassen, wie dann im widrigen der Lauf nicht gelten thut.

Nach diesem Kübelrennen fängt das Laufen der großen Buben an, und muß abermal der Marktrichter neben den Geschwornen, bei der Brücke, die Buben in die Ordnung stellen; wenn dieses geschehen, so bestellt er zwei Bürger, die müssen das Zeichen mit dem Stabl zum Rennen geben. Er aber, der Richter sammt den Geschwornen gehet herauf, und macht über den Zwergweg einen Strich bey dem Wirthshause, wie weit die Buben zu laufen haben, und befiehlt etlichen, welche die großen Buben aufzufangen haben.

Der Preis ist ein Paar Strümpf pr. — 45 kr.
und eine rothe Binde pr . . . . . — 30 —

Nach diesem Laufen pflegt der Marktrichter die großen Mädchen oben an diesen Ort, wo die Buben, bei des thösstner Brücke anzustellen, und ist Preis um Niederzeug pr . . 1 fl. — —

Nach diesem Laufen pflegt man einen öffentlichen Tanz zu halten, und ist des Marktrichters Tochter, im Fall aber Er keine Tochter hat, des nächsten Ge-

schwornen Tochter Tanzmeisterinn; die Tanzmeisterin hat neben ihr ein anderes Mädchen zu erwählen, die wird die Robischmeisterin genannt.

Die jungen Gesellen aber wählen einen Tanzmeister und nach ihm einen Robischmeister; auf der Seiten muß die Musik bestellt seyn, und um und um Platz gemacht werden, alsdann kommt der Tanzmeister, und zieht die Tanzmeisterin auf, und thut mit ihr einen Tanz. Wann der vorbei, und so der gnädige Herr allhier, so nimmt Er die Tanzmeisterinn, und führt ihm (die) zu, und bittet: Ihr Gnaden wollten dem alten Gebrauch nach, einen Tanz thun, da aber der gnädige Herr nicht hier, so bittet er ebenfalls den Pfleger; wenn dieser Tanz vorbei, so zieht erst der Rentschreiber auf, nach dem gebührt der erste Tanz dem Marktrichter, und da der Richter von Pernitz an der Stelle ist, hat er den andern Tanz darauf, und folgend die anwesenden Richter, und so fortan, welcher nachher tanzen will.

Wann Ihr Gnaden gegenwärtig seyn, schenkt er der Tanzmeisterinn vor dem ersten Tanz einen Reichsthaler, der Pfleger gibt einen halben Reichsthaler, der Rentschreiber einen halben Gulden, der Marktrichter einen halben Gulden, die anderen Richter aber ein jeder 15 kr.

Die jungen Knecht und Menscher bezahlen die Musika solchergestalt: die Robischmeisterinn pflegts abzufordern, was eines Jeden guter Wille ist.

# Der Währwolf.

## Erzählung.

Nach dem Französischen.

Die Währwölfe haben wir wahrscheinlich von den Chaldäern und den Hirtenvölkern erhalten, die ihre Heerden unaufhörlich gegen die Wölfe zu vertheidigen hatten. Der Schrecken, den diese wilden, des Nachts um die Ställe schleichenden Thiere verbreiteten, begünstigte die Übelthäter, welche sich in wüthende Wölfe verkleideten, um Diebstähle zu begehen oder Rache zu üben, daher dieser Glaube allen Zeiten und Völkern, unter verschiedenen Namen bekannt und von mehr oder weniger seltsamen Umständen begleitet ist. Lucian, Virgil, die Kirchenversammlungen und die Mediziner des Mittelalters haben sich mit diesen Wolfsmenschen beschäftiget, um ihnen zu fluchen, sie zu excomuniziren und sie zu heilen. Menage und Saumaise haben sich mit der Etymologie des Wortes Loup-garon befaßt, welches eben so logisch von dem Hebräischen haraboth kommt, als von dem Spätlateinischen qua rosus, da beide Worte Einen bezeichnen, der des Nachts herumstreift, vielleicht wäre es besser das Wort garon von Einem

zu verstehen, vor dem man sich hütet und von garen abzuleiten. Kurz, diese Menschenfresser, die des Nachts einsam und wüthend umherirren und die charakteristischen Zeichen der Wolfnatur an sich tragen, sey es nun Kopf, Haare, Tatzen oder Schwanz, finden sich noch in mehreren Theilen von Frankreich, und Berri erhält diese alte Sage noch in ihrer ganzen Kraft, weil sie sich vorzüglich an Schaafe knüpft, welche den Reichthum dieser unwissenden Provinz ausmachen.

Noch vor einigen Jahren hatte das Dorf Ryans, welches ehedem eine große Stadt fünf Lieues vor Bourges, im alten Gallien des Julius Cäsar lag, eine Währwolfsfamilie, arme Handarbeiter, denen man oft Arbeit und Brod verweigerte; so sehr hatte sich seit mehreren Generationen dieser Familienflecken, den der Vater auf den Sohn vererbte, in der Meinung der Leute befestigt. Die Simon Gorde, welche einen so üblen Ruf ohne Zweifel den Thaten und Handlungen Eines ihrer Vorfahren verdankten, zählten unter allen ihren Nachbaren nicht einen einzigen Freund, und man schrieb alles Unglück, von dem der Zufall der einzige Urheber zu seyn schien, ihnen zu.

Verzehrte eine Feuersbrunst einen Weiler, stürzte unter der Last der Ernte ein Scheuer zusammen,

waren die Getraideschober auf dem Felde von einem Sturme umgeworfen, fraßen die Würmer das Mehl, fielen die Thiere an einer Epidemie, so waren es die der Simon Gorde, die man ganz laut beschuldigte, die man schief ansah, auf die man mit Fingern zeigte, die man dem öffentlichen Fluche weihte.

Und die fürchterlichen Geschichten, welche man in der Abendstunde beim Hanfspinnen und Gänserupfen, die man am Tage erzählte, wenn man die Kühe auf die Weide führte, die man Sonntags zwischen Messe und Vesper vortrug, die man zitternd mittheilte und hörte! Missethaten, Diebstähle, Meuchelmorde, Gottlosigkeiten, blutige oder geheimnißvolle Scenen, deren Helden immer die Gorde, bald der Vater, bald die Mutter, bald die Schwester waren; man hätte die Säuglinge an der Brust eine schwarze Rolle spielen lassen, solchen Abscheu hatte man vor diesem Kainsgeschlechte.

Der Kirschhof und das Wolfskreuz dienten der Verruchtheit der Gorde zum nächtlichen Theater, die sich hier, wie man sagte, bei Mondenschein zeigten, um die Gebeine der Todten zu benagen, und das Blut der Lebendigen zu saugen, die verwegen genug waren, sich an diese einsamen Orte zu wagen. Es ist

wahr, daß die Wölfe im strengen Winter, und durch die Bresche der Mauer in den Kirschhof dringen; es ist wahr, daß das Wolfskreuz, welches die Mitte des Weges von Rians nach Aix-d'Anguillon bezeichnet, von einem trunkenen Bettler, der, gegen den Stein fallend, sich die Hirnschale zerschmettert hatte, mit Blut befleckt worden war. Aber man bezog diese und viele andere Begebenheiten auf eine sträfliche Mitwirkung der Gorde und der Währwölfe.

Indessen waren diese braven Leute nicht darauf bedacht, durch ihr Betragen so gräßliche Vorurtheile zu widerlegen, sie wußten wohl, welche Verläumdungen sie erführen, aber bei der Unfähigkeit sie zu vernichten, duldeten sie dieselben und entfernten sich von selbst von einem Jeden, der sie von sich zu weisen suchte, vermieden an dem Tag den Weg durch Rians, und unterzogen sich gern Arbeiten, welche sie im Innern ihrer Häuser oder an weniger besuchten Orten beschäftigten, erschienen nie, weder auf dem Markte von Aix-d'Anguillon noch bei der Kirchweihe auf der Wahlfahrt nach Saint-Solanges, bei der Weinlese oder bei der Ernte, der Pfarrer hat sie aus der Kirche, die Trinker aus der Schenke getrieben.

Sie bewohnten eine kleine, leicht gebaute und mit Stroh gedeckte Hütte, welche die Stürme ziem-

lich gelichtet hatten, mit einer verfaulten Thür, die den Unregelmäßigkeiten der Witterung freien Zugang gestattete. Da diese elende Wohnung von den andern Häusern getrennt und am Eingange des Dorfes lag, so entfernten die Einwohner sich von ihr mit Schaudern, sobald die Dünste der Moräste sich mit der Abenddämmerung mischten und das alte Sprichwort entre chien et lup in seinem teuflischen Sinne durch die vorgerückte Zeit seine Erklärung erhielt. Um diese Stunden fingen die Irrlichter an um die Wohnung der Gorde, die patriarchalisch ihre Abendmahlzeit verzehrten und nach ihren Gebeten sich zu Bett legten, zu hüpfen.

Nun führten Kummer, Elend und die fauligen Ausdünstungen des geröfteten Hanfs Krankheit und Tod in das Innere dieser Familie, die weder Mitleid noch Hülfe zu hoffen hatte: Simon Gorde, der Vater, wurde zuerst ergriffen, und noch war sein Leichnahm warm, als auch seine Frau ihren Geist aufgab; dieses unglückliche Paar starb ohne Beichtvater und ohne Arzt. Simon Gorde, ihr ältester Sohn grub ihr Grab, hüllte sie in ein Stück Tuch, senkte sie hinab, und warf eine Decke von Erde auf sie.

Ein Bauer, der ihn diese fromme Pflicht gegen die Schatten erfüllen sah, kreuzte sich und entfloh,

so schnell er laufen konnte, indem er glaubte, an der Hexerei Theil genommen zu haben. Am folgenden Tage freuten sich die umliegenden Kantons über diesen Doppelltod, den man als eine späte Strafe des Himmels betrachtete: man sprach von Glockenläuten und Dankfagungsmessen.

Simon Gorde, der nun Chef seiner Familie geworden war, die aus zwei kleinen Schwestern und einem Bruder seiner Mutter bestand, sah im Verlauf einer Woche diese insgesammt auf den Kirchhof wandern und war, als er die letzten beerdigt hatte, unschlüssig, ob er sich nicht auch an ihre Seite legen sollte, diesen friedlichen Schlaf zu genießen. Nicht Thränen und Schluchzen drückten seinen tiefen Schmerz aus, sondern ein düsteres und trockenes Sinnen hatte sich am Grabe seiner Eltern um seine Zukunft bemächtigt; drei auf einander folgende Nächte floh er bleich und verstört aus seiner väterlichen Hütte, um auf dem Grabe kniend zu weinen.

Seit drei Tagen nahm er keine Nahrung mehr.

Der Winter hatte die Arbeiten auf dem Felde unterbrochen, und Simon war vergebens nach den umliegenden Gütern gegangen um einige Tage Arbeit zu erhalten, Korn zu dreschen, Holz zu spalten oder den Fuhrmann zu machen, denn Niemand wollte ihn

beschäftigen, aus Furcht sich das Unglück zuzuziehen, welches mit Allem verknüpft war, was den Namen Gorde führte. Man wies barsch und unter Drohungen ihn aus dem Hause, hetzte ihm Hunde auf die Beine, verweigerte ihm das Almosen, das man den gewöhnlichen Bettlern bewilligte, und überhäufte ihn mit Kränkungen und Verachtung.

Er mußte also vor Hunger sterben oder sich von den Qualen dieses Todes durch einen Selbstmord befreien. Den Entschluß zum Letzten würde er wie einen Trost angenommen haben, wenn er nicht von Liebesgedanken an das irdische Leben gefesselt gewesen wäre; ja, dieser so verzweiflungsvolle Unglückliche, den das menschliche Geschlecht verabscheuete und das sich darin gefiel, mit demselben in Fehde zu leben, dieser Paria, der selbst kein Vertrauen auf Gott, den unbefangenen Zeugen seiner Leiden mehr hatte, dieser von den geselligen Trieben und Neigungen, welche die Mühen des Lebens versüßen, entblößte Mensch, der auf nichts sich Hoffnung machen durfte, als auf eine Existenz so bitter, wie die seines Vaters, abgezehrt von Noth und Kummer, mit Wuth und Groll erfüllt, entschied sich für die Fortdauer seines Lebens, er war ein Liebender! Deßhalb zögerte er seine Tage zu endigen.

Simon Gorde wäre der schönste Jüngling des Landes gewesen, wenn nicht die unaufhörlichen Beleidigungen, die er erduldete, und die Entbehrungen, an die er gewöhnt war, die Farben seiner Wangen verwischt und seine Augenhöhlen vertieft hätten, er zog gewöhnlich die Augenbraunen zusammen und warf die Blicke seitwärts. Trotz dieser Unruhe und Traurigkeit, die seine Züge verschleierten, bewunderte man den schönen Adel seines Kopfes, der mit wallendem Haare geschmückt, auf einem harmonisch robusten Körper ruhte, welcher sich unter den Lumpen auszeichnete; sein Gang war würdevoll und stolz; seine Bewegungen hatten eine gewisse ländliche Grazie und der Ton seiner sanften Stimme paßte zu der ausnehmenden Reinheit seiner Sprache; kurz er unterschied sich so sehr von den Leuten seines Standes, daß man glauben könnte, Eifersucht sei bei den Bosheiten im Spiele gewesen, die man an ihm verübte. Bloß die Frauen beklagten ihn, und wagten ihn besser zu beurtheilen.

Solanges, Witwe und Haushälterin des Claude Lorry, eines Fleischers zu Aix-d'Anguillon, hatte ihn bemerkt. Einst ritt sie zu Pferde an ihm vorüber, und die Lügen ihrer Gevatterinnen, die sie von diesem hören mußte, vermochten nicht, die

vortheilhafte Meinung zu schwächen, die sie von dem artigen Währwolfe faßte; zuweilen lenkte sie von ihrem Wege ab, um ihm zu begegnen und seinen herzlichen Gruß zu erwiedern; denn Simon Gorde hatte, als er die Aufmerksamkeit gewahrte, deren Gegenstand er war, auch seinerseits Solanges betrachtet und sie schön gefunden. Seine Erkenntlichkeit nahm zu, und als seine häuslichen Unglücksfälle, Schlag auf Schlag, ihn trafen, gestand er Solanges, daß er sie liebte.

Es war Abends neun Uhr und alle Bewohner von Ryans hatten sich in den Häusern zu traulichem Gespräche vereinigt. Simon allein, unbeweglich still, den Kopf auf die Hand gestützt, heftete sein mattes Auge auf zwei Brände, die unter der Asche des Heerdes rauchten, er achtete nicht auf die Stöße des Nordwindes, die das Dach durchsausten und durch die Spalten der Thüre pfiffen, schauderte nicht bei dem rauhen Geschrei der Kraniche, die sich im Moor verbargen, noch bei dem Krächzen der auf dem Schornstein sitzenden Raben, dachte an die Seelen seiner Eltern und nahm sich vor, ihnen bald zu folgen; denn das Mark seiner Gebeine gefror ihm vor der Kälte, der Hunger murrte und tummelte sich in seinen Eingeweiden. Von Zeit zu Zeit milderte die

Erinnerung an seine Liebe plötzlich seine Angst und ein heiteres Lächeln zeigte sich auf seinem Antlitz.

„O mein Gott! laß meine Leiden endigen!" murmelte er muthlos, wie gern wäre ich ein Währwolf, wofür sie mich halten! Ich wollte ihnen alles Übel vergelten, was sie mir zugefügt haben!.... Nein, ihr Fleisch wollte ich nicht essen und ihr Blut nicht vergießen, aber sie verfolgen und sie quälen, sie, die meinen Vater, meine Mutter, meine Schwestern, meine ganze Familie getödtet hatten! Warum habe ich nicht die Macht mich in einen Währwolf zu verwandeln, wenn meine Väter sie gehabt haben? Ich fände wenigstens Aas zu verzehren, und würde nicht sterben!... Nur Solanges liebe ich auf der Welt, das ist genug für mich.

Simon überließ sich ungestört diesen traurigen und schmerzlichen Reflexionen, die Brände, mit ihren sterbenden Flammen, rangen ohnmächtig mit der Nacht, als er schauernd vor Frost und von dem Schlagen seiner Adern beunruhiget, um nicht im Dunklen zu sitzen, aufstand, Holz suchte, und einiges Reis, Heidekraut und Stroh in's Feuer warf, das sogleich hell und knisternd in die Höhe loderte. Er hatte kein Holz mehr, zog eine Menge zerbrochene, hölzerne Schuhe, Henkel und Stühle, von Gefäßen, alte Schemel und

zersplitterte Bretter, mit denen seine Mutter hatte Brod backen wollen, unter dem Backofen hervor und entdeckte darunter eine lederne Kapsel, die er noch nie gesehen hatte. Er ergriff sie, als wenn sie einen Schatz enthielte, und riß den Deckel ab, der mit einer Feder verschlossen war.

Die Kapsel, die seit langer Zeit nicht geöffnet worden war, enthielt einen vollständigen Währwolfsanzug, einen Schafpelz mit Handschuhen, die in Tazzen endigten, einen Schwanz, eine Maske, welche sich in eine Schnauze verlängerte und mit gelben Pferdezähnen geschmückt war.

Simon wich erschrocken vor seiner Entdeckung zurück, die ihm so gelegen kam, daß er sie für eine Hexerei hielt; dann nahm er Stück vor Stück diesen wunderlichen Anzug heraus, der mehr als einmal gedient und bei der langen Vergessenheit, in die er gerathen war, sich verschlechtert hatte. Da erinnerte er sich dunkel der wunderbaren Geschichten, die ihm sein Großvater, wenn er ihn auf seinen Knien wiegte, als kleinem Kinde erzählt hatte, — Erzählungen, bey denen seine Mutter weinte und die er lachend anhörte. In seiner Seele kämpften Gefühle und Pläne. Er setzte schweigend die Untersuchung dieser verbrecherischen Erbschaft fort, und allmählig verlohr sich seine

Einbildungskraft in thörichten Ideen. Der Hunger, die Verzweiflung behielten die Oberhand in ihm, er sah die Gegenstände durch ein blutiges Glas; fühlte in seinen Zähnen die Wuth zu beißen, empfand eine unglaubliche Lust zu laufen, fing an zu heulen, als wäre er in seinem Leben ganz Wolf gewesen und legte die Insignien seines neuen Berufes an. Eine seltsamere Veränderung hätte nicht in ihm vorgehen können, wäre dieses fürchterlich groteske Kostume wirklich bezaubert gewesen. Fieber erfüllte sein leeres Gehirn mit Schwindel.

Kaum durch die Kraft seines Anzuges zum Währwolf geworden, begab er sich auf das bereifte, und vom Nordwind durchstürmte Feld, heulte auf eine fürchterliche Weise und lief wie ein Schatten über Wiesen, Brachfeld, Ebenen und Moräste. Aber zu dieser Stunde und zu dieser Jahreszeit begegnete Simon keinen verspäteten Wanderer, und die rauhe Witterung und die Anstrengung, mit der er rief, machten ihm seine Narrheit so fühlbar, daß er noch vor Hunger heulte.

Plötzlich erregte das holperichte Rollen eines Wagens seine Anfangs unbestimmte, dann bis zur Bewußtlosigkeit sich steigernde Aufmerksamkeit, er wiederstand auf einmal zwei sich entgegengesetzten

Gedanken, die ihm riethen zu fliehen und sich zu nähern. Der Wagen kam immer näher heran; die Kirche des alten Schloßes von Aix-d'Anguillon, dieser adeligen, jetzt das Ansehen eines Dorfes habenden Stadt, war auf der Höhe zu erkennen, wo sie mitten unter den Ruinen der Festungswerke sich erhebt. Er befand sich bei den Steinbrüchen, in der Nähe der ersten Häuser, die sich die historische Benennung Hexenpfahl erhalten haben, ein einst übelberichtigter Ort, den jetzt Bettler bewohnen.

Das Fahrwerk war der bedeckte Wagen des Claude Lorry, Fleischers von Aix, der wöchentlich zweimal Fleisch nach dem Dorfe Saint-Solanges führte, und die Nacht dazu benutzte um den andern Tag, wenn der Markt anfing, wieder zurück zu seyn. Das wußte Simon so gut wie alle Welt, und die Abreise des Fleischers erinnerte ihn natürlich daran, daß dessen Haushälterin allein zu Hause war. Er schwankte einen Augenblick, ob er sich bei derselben einzuführen versuchen oder lieber den Mann angreifen sollte. Der Hunger triumphirte über die Liebe, und das einförmige Pfeiffen, womit der Fuhrmann seine Mähre ermunterte, rieth ihm zu eilen. Er heulte mit einem klagenden Tone und ergriff das Pferd bei dem Gebiß.

— Claude Lorry, sagte er mit verstärkter Stimme, ich habe Hunger, wenn Du willst, daß ich am Leben bleibe, so gib mir zwei Pfund Fleisch.

— Sainte Solanges erbarme Dich meiner! rief der erschreckte Fleischer, bist Du es Simon Gorde von Ryans, der Währwolf?

„Ich bin es" versetzte Simon, der die leichtgläubige Gutherzigkeit des Claude benutzen wollte, „ich will rohes Fleisch lieber, als Dein eigenes essen, gib mir also und vergiß nicht, mir jedes Mal meinen Theil aufzuheben, so oft Du nach Poiriou und Sainte-Solanges fährst."

Simon hatte sich, um dem leichtgläubigen Fleischer seine Wolfsattribute zu zeigen, vor das Rad gesetzt und seine Tatze auf den Rand der Cariole gelegt, welche er scheinbar mit seiner Schnauze beschnupperte. Claude Lorry, der an die Währwölfe, wie an Gott glaubte, hatte kaum die monströse Tatze bemerkt, als er inbrünstig die Heiligen anrief, sein schönstes Stück Fleisch nahm und es auf die Erde fallen ließ, wo es Simon eiligst aufhob; der Fleischer aber hatte die Zügel so heftig angezogen, daß sein Pferd sich in Gallop setzte, ohne eine wiederhohlte Einladung vermittelst der Peitsche abzuwarten.

Simon Gorde war mit seinem Male, das ihm viel leichter zu erwerben geworden war als alle anderen, so zufrieden, daß er ein so leichtes und amusantes Mittel sich zu wiederhohlen versprach; denn da er keineswegs der Freund des Mannes war, so machte er sich das schadenfrohe Vergnügen, den Schreck des Claude Lorry zu vergrößern. Dieser entdeckte Niemanden das unglaubliche Ereigniß, dessen Umstände in der Folge varirten, und unterwarf sich willig der Abgabe, die der Währwolf jedes Mal verlangte, ohne das Gewicht und die Qualität des Fleisches zu bezeichnen, ja er wartete gar nicht, bis es ihm abgelangt wurde, um nicht diese zottige, unförmige Tatze an den Wagen gelegt zu sehen, die sich ausstreckte, als wollte sie ihn erwürgen, und unter welcher man keine Hand vermuthete. Er war traurig und bekümmert geworden, fuhr ungern weg, ohne sein Pferd mit einem Liede, das er pfiff oder trillerte zu ermuntern, und kam noch düsterer und unruhiger wieder. Solanges, die wegen dieser fortwährenden und zuweilen verdoppelten Melancholie besorgt wurde, kannte deren Ursache nicht und fürchtete, er, der sie ebenfalls liebte, möchte eifersüchtig seyn, wozu er denn auch wirklich Grund hatte. Sie fragte, drang in ihn und bath, bis er sich

der Last, die er auf dem Herzen hatte, erledigte und ihr die Geschichte des Währwolfes erzählte.

„Simon Gorde ist eben so wenig Wolf, als ich und Ihr" sagte Solanges empfindlich, daß man ihren guten Freund in Verdacht nehmen konnte, das ist ein Mährchen oder irgend ein Betrug; ich glaube, Ihr habt diese Hexerei geträumt; denn Simon ist besser als sein Ruf."

„Frau, du brauchst nicht Nein zu sagen, versetzte der Fleischer, seiner Sache gewiß;" Jedermann weiß, daß die Gorde Währwölfe sind, und, nachdem sie alle gestorben, hat durch Gottes Strafe Simon die Wolfstatze geerbt.

„Ich wiederhohle Euch, Simon ist brav, und zu edel, um sich in einen Wolf zu verwandeln, und ich glaube nicht daran, bevor ich ihn nicht gesehen habe."

„Ihr sollt ihn sehen, wenn Ihr mich begleiten wollt; er ist es, außerdem, daß er mir seinen Namen genannt hat, habe ich ihn an der Stimme erkannt, und seine häßliche Tatze, die er auf die Deichsel legte, als er das Pferd anhielt, kommt mir fortwährend nicht aus den Gedanken... Weib, das ist Zauberei."

Solanges theilte den Aberglauben des Claude, mit Ausname dessen, was die Ehre des Mannes ver-

letzte, den sie liebte. Sie wurde daher weniger von ihrer weiblichen Neugierde bestimmt, ihren Herrn zu folgen, als von dem Wunsche, ihren Geliebten zu entschuldigen und fürchtete nichts, als den Letzten schuldig zu finden, als sie in den mit frischem Fleische gefüllten Wagen stieg. Die Mitternachtsstunde, die den Währwölfen wie den Gespenstern heilig ist, schlug auf dem Thurme von Aix.

Simon war pünctlich bei dem Rendezvous, sein Geheul, das etwas Menschliches hatte, löste den Zweifel, den Solanges gehegt hatte. Claude Lorry zitterte heftiger als sie, und suchte die Portion des Wolfes. Dieser setzte sich, sobald er den Wagen auf dem Hexenpfahl angehalten hatte, auf seine Hintertatzen und streckte eine Vordertatze vorwärts, um sich seine Portion auszubitten.

„Claude, ich werde ohnmächtig vor Schreck," sagte Solanges, indem sie sich nach dem Fleische hinneigte; „laß die Zügel nach und haue auf Dein Thier, sonst haben wir Unglück."

„Du bist nicht allein, Bruder!" rief Simon, der eine Falle fürchtete, „wenn Du mir das Geringste zu Leide thust, ich werde es Dir nicht verzeihen."

„Thue uns nichts, Freund Simon, Du weißt ja, daß ich Dir das Pfund Fleisch nicht zuwiege. Ich

will mich wohl hüten, Dich zu beleidigen. Solanges ist mitgekommen, die in Feularde Kälber kaufen will."

„Solanges ist bei Dir? Ja wohl sie ist's! gefälliger und hübscher, als je. Nun zu! sie mag absteigen!"

„Ich beschwöre Dich, Herr Wolf, die arme Frau nicht so zu erschrecken, die fast halb todt ist. Laß uns unseres Weges ziehen, denn wir haben noch weit und morgen ist Markttag."

„Solanges, ja Solanges will ich! wenn Du mir sie nicht gutwillig gibst, so sollt ihr alle Beyde sterben."

Umsonst erschöpfte sich Claude Lorry in Bitten und Flehen, um den Währwolf zu erweichen, dieser schlug jede Art von gütlicher Beilegung der Sache ab, und antwortete nur mit fürchterlichen Drohungen, die den Beiden das Blut in den Adern stocken machten; Solanges, die doch ganz vorzüglich in dem Streite interessirt war, konnte sich weder rühren noch den Mund öffnen, so groß hatte der Schreck und vielleicht die Bestürzung sie betäubt, sie sah sauer den Wolf an, der sie auch durch seine Maske betrachtete und setzte keinen Wiederstand entgegen, als sie sich rasch aus dem Wagen gezogen und wie-

von einer unsichtbaren Macht auf einen Steinhaufen geworfen fühlte, wo sie in Ohnmacht fiel, ohne auch nur einen einzigen Klageton von sich zu geben.

Der Fleischer war nicht weniger über den Ausgang der Sache erschrocken, und fiel, wie von einem heftigen Schlage getroffen, der ihn des Gesichtes beraubte auf sein Fleisch; er bildete sich ein, daß der Wolf ihm die Augen mit den Haaren seines Schwanzes gestreift habe und sah, als er den Gebrauch seiner Sinne wieder erlangt hatte, sich allein in seinem Wagen, der von häufigen Stößen erschüttert, auf dem Wege von Peirion dahinrollte. Er lauschte vergebens mit dem Ohre, ob ihn nicht etwa der Wind das Geschrei Solanges oder das Heulen des Wolfes brächte; sein Pferd trabte noch immer, als wenn es behext wäre und ein magischer Sporn es in die Flanken stäche.

Indessen langte Claude Lorry an, verkaufte sein Fleisch und kam nach Aix zurück, mit dem Vorsatze für seine Haushälterin, die er die ganze Nacht beweint hatte, ein De profundis beten zu lassen. Aber er war sehr erstaunt, sie im Bette wieder zu finden, etwas bleich, etwas ermüdet, doch ohne die geringste Verletzung, und noch mehr staunte er, als er von ihr erfuhr, daß der Wolf ihr durchaus nichts zu Leide ge-

than, und sich damit begnügt hatte, sie in den Hölzern von Maryeaux spazieren zu führen; das hieß, als honetter Währwolf gehandelt, und doch machte Claude Lorry ein verdrüßliches Gesicht.

Diese nächtliche Promenade des Solanges hatte ihn gegen den Wolf aufgebracht, und obgleich die Furcht vor Repressalien ihn abhielt, Simon Gorde direkt anzugreifen, so dachte er doch auf Rache, wobei er nicht Gefahr liefe; übrigens hatte Simon den Beschwerden, die er Claude zuzufügen sich erlaubt hatte, noch eine Neue hinzugefügt und dem Manne unter augenblicklicher Todesstrafe gewissermaßen Trennung von Solanges anbefohlen. Dieser unterwarf sich zwar der harten Buße, erzählte aber dem Sakristan, dem Todtengräber des Kirchspiels, sein Mißgeschick, einem Manne, der, in dergleichen Sache erfahren mit einer salomonischen Weisheit begabt war, und von Frauen, verliebten und heirathslustigen Mädchen wie ein Orakel befragt wurde.

»Es ist unmöglich, einen Währwolf zu tödten,« sagte dieser kluge Mann zu ihm, »seine Haut ist kugelfest, aber widersteht der Schneide eines eisernen Instrumentes nicht; ich rathe Dir, ihm eine leichte Verwundung zuzufügen, oder ihm die Tatze abzuhauen, um Dich zu versichern, daß es wirklich Simon Gorde

ist; Du laufst nur in dem Falle Gefahr, wo Du ihm nicht einen Schlag versetzest, ohne daß Blut fließt, denn sobald seine Haut verletzt ist, läuft er davon.«

Noch denselben Abend verbarg Claude Lorry, um zu wissen, welcher Währwolf so artig gegen seine Haushälterin gewesen war, im Wagen sein frisch geschliffenes Hackenmesser, und faßte den festen Entschluß, sich desselben zu bedienen, um die Identität des Simon Gorde außer Zweifel zu setzen; denn er schenkte der Meinung des Sakristan Glauben. Der Wolf erschien wie gewöhnlich, und erkundigte sich nach Solanges, was den Mann in seinem Plane noch mehr befestigte.

»Herr Wolf,« sagte Claude, sich bückend, als wollte er ein Stück Fleisch aussuchen, »heute geb' ich Dir doppelte Portion, halte Deine Hand her, um Dein Stück zu empfangen und erinnere Dich meines Almosens.«

»Gewiß, erinnere ich mich dessen,« versetzte der Wolf.

Simon Gorde, der vom Fleischer nichts zu fürchten zu haben glaubte, hatte seine ausgestreckte Tatze auf den Rand des Wagens gelegt; aber statt ihm ein viertel Rind oder Schöps zu geben, schwank Claude sein Hackmesser, und hieb mit einem Schlage diese wie auf einem Hackklotz gelegte Tatze ab; der Wolf brüllte

vor Schmerz, und verschwand in der Dunkelheit, wo sich sein Geheul verlor.

Tags darauf wickelte der Fleischer bei seiner Rückkehr, lustig und grinsend auf dem Bette Solanges, die plötzlich aus dem Schlafe auffuhr, eine blutige Serviette auf, und zeigte ihr eine abgehauene, noch mit einer Wolfshaut bedeckte Hand. Solanges stieß einen Schrei aus, vergoß Thränen, und kleidete sich eiligst an, während Claude mit wilder Freude diese Hand zur Schau auslegte, und, das noch tröpfelnde Blut hemmend, sagte:

»Der Sakristan hatte Recht, der Währwolf ist jetzt kenntlich und ich fürchte mich nicht vor seinen Zaubereien.«

Simon Gorde blieb im Bette liegen, obgleich es schon heller Tag war, seine Kleider so wie der Fußboden seiner Kammer waren mit Blut befleckt, sein gelbes blasses Gesicht verrieth eben so viel moralischen als physischen Schmerz; unter seinen gerötheten Augenliedern standen Thränen. Da hörte er, mit sichtbarer Unruhe in seinen verstörten Zügen, ein Geräusch von Außen, Schritte näherten sich schnell, die Thür öffnete sich mit einem starken Stoß. Eine Frau stürzte in Thränen auf Simon's Lager, drückte ihn gegen ihre Brust; gerieth in Schluchzen, brach dann in

Verwünschungen aus, und suchte unter der Decke einen in Linnen gewickelten Arm, der deutlich die Abwesenheit der Hand verrieth, und ganz von Blut durchdrungen war.

Bei diesem gräßlichen Anblicke fluchte sie dem Henker, und vermischte ihre Klagen mit denen des Opfers.

Diese Ergießungen von Liebe und Untröstlichkeit wurden plötzlich unterbrochen. Es klopfte Jemand an die Thür. Solanges lief ans Fenster, um zu sehen, wer es wagte, einen Währwolf in seiner Höhle zu besuchen. Sie hob zum Zeichen ihrer Angst ihre Hände und Augen empor, als dürfe sie nur vom Himmel Hülfe hoffen. Man klopfte stärker. Es ist Claude Lorry! sagte sie mit zitternder Stimme; wo hinausgehen ohne bemerkt zu werden? Verbirg' mich da... nein hier bei Dir, laß uns zusammen sterben! wenn Claude sein Messer mitbringt, Dich zu ermorden, will ich Dich mit meinem Körper bedecken.

Solanges hatte sich unten im Bette zusammengekauert, und fest an Simon gedrückt, der nicht die Kraft gehabt hätte, sich auf seinen Stuhl zu setzen, und sich nach einer Vertheidigungswaffe umzusehen. »Guten Tag, Simon Gorde,« sagte Claude, als er eintrat, und legte ein zugebundenes Tuch auf den Kof-

fer; »ich komme, Dir Arbeit anzubieten, ein Stück Weinberg in Piernier zu behacken; man weiß wohl, daß Du zwei Arme hast.«

»Ich bin krank,« versetzte Simon, die Wuth beherrschend, die in seinen halbrothen Augen glänzte; »ich bin nicht im Stande zu arbeiten.«

»Krank, Bruder? etwa krank vor Trägheit! zeige mir Deine Hand; ich will sehen, wie der Puls geht.«

Simon Gorde erröthete, und zweifelte einen Augenblick, ob er dem Verlangen widerstehen solle, das er nur zu gut begriffen hatte; aber um Solanges nicht der Gefahr auszusetzen, entdeckt zu werden, streckte er seine linke, ganz mit trockenem Blute bedeckte Hand aus dem Bette ihm entgegen.

»Diese Hand nicht, Simon, sondern die andere, die Rechte. Nun! hast Du denn Deine Hand verloren? und mußt Du sie erst wieder haben?«

Simon, dessen Purpurröthe sich in Todtenblässe verwandelte, antwortete nicht, und zeigte durch keine Bewegung, daß er sich anschickte, ein so grausam bemänteltes Verlangen zu befriedigen. Claude lächelte, die Zähne fletschelnd und ergötzte sich an der Angst des Unglücklichen. Schon wollte er Gewalt brauchen, um sich den vollen Beweis zu verschaffen, den er ver-

langte; schon band er die Serviette auf, während er seinen unversöhnlichen Spott wiederholte; eine einzige Hand zeigte sich außerhalb des Bettes, und Simon dachte nicht daran, sie zurückzuziehen.

»Warum reichst Du mir diese Hand?« versetzte Claude, der fürchterlichen Ueberzeugung nahe, welche er gewollt hatte. »Etwa, damit ich sie abhauen soll? Beeile Dich, Herr Wolf, Deinerseits mir zu gehorchen. Ich will Deine rechte Hand sehen.«

»Herr!« fiel eine erstickte Stimme ein, die keinem übernatürlichen Wesen angehörte, und Claude Lorry sah, stutzend und erschreckt, eine zweite und unverletzte Hand sich nach ihm hin ausstrecken und ihn suchen.

Er stammelte, wich zurück, rief um Gnade, beugte das Knie, und verließ beinahe wahnsinnig dieses vom Teufel beschützte Haus. Er nahm die abgehauene Hand nicht mit sich, sie wurde für ihn zur hartnäckigen Erscheinung, welche alle Geheimnisse des Sakristans, bei dem er Rath und Trost suchte, nicht aus seinem Gehirn zu vertreiben vermochten.

»Ach! die Hand! wem gehört diese Hand?« sagte er ächzend; »dem Teufel, oder dem Währwolf! Es bleibt denn doch gewiß, daß Simon Gorde unschuldig ist; ich habe seine beiden Hände gesehen! warum war an der Einen Blut? Das ist Hexerei.«

Die abgehauene Hand war der erste Gegenstand, der ihm am folgenden Tage in seinem Fleischladen in die Augen fiel, obgleich er dieselbe am vorigen Abend

auf Simon's Koffer zurückgelassen hatte. Sie war von dem zottigen Felle, das sie umgeben hatte, entblößt, und lag unter seinem Fleische. Er wagte diese Hand, die er für behext hielt, nicht anzurühren, warf sie aber, in der Hoffnung, sie auf immer verschwinden zu machen, in den Ziehbrunnen, und erschrack nicht wenig, sie noch einmal auf der Fleischbank wieder zu finden.

Er vergrub sie in seinem Garten, ohne sich von ihr befreien zu können; sie kam braun und blau wieder, seinen Laden zu beflecken und ihn mit Gewissensbissen zu verfolgen, welche seine Haushälterin durch ihre unaufhörlichen Klagen vergrößerte.

Endlich schmeichelte er sich mit der Hoffnung, von dieser verhängnißvollen Hand nicht mehr verfolgt zu werden, nachdem er sie heimlich auf den Gottesacker von Volantigny getragen hatte, um zu versuchen, ob ein Begräbniß in heiliger Erde sich für besser eignen würde; aber eines Morgens bemerkte er sie an seinem Fensterladen angenagelt. Endlich verließ er, verzagt wegen der stummen Vorwürfe, die ihm seine Ruhe nahmen, und der Ursache müde, die Spuren einer Handlung zu vernichten, die der Himmel mißbilligte, Aix, ohne daß man je von seinem Leben oder seinem Aufenthalte Kunde erhielt.

Ein Jahr nachher heirathete Simon Gorde von Ryans, obgleich einer Hand beraubt, und erwiesener Maßen Währwolf, die nicht unvermögliche Witwe Solanges.

# Der Wahrsager.

Nach dem Französischen.

Von J. B. Sorger.

# 1461.

»Heda, Hexenmeister! — Wahrsager! Holla ho!" schrien zu gleicher Zeit 5 oder 6 junge Leute, die von Saint-Denis eben zurückkamen, wo sie dem Leichenbegängniß Karls VII. beigewohnt hatten, und schlugen an eine Thür, die am Ende einer finstern, gekrümmten Treppe war. — »Da bin ich schon," antwortete eine schwache, heisere Stimme, und schleppende Schritte waren vernehmbar, aber jene hörten weder Stimme noch Schritte, und schrien noch toller: »He, verdammter Zauberer, wo steckt Ihr denn so lange?" — Endlich öffnete er mit zitternder Hand und sprach: »Was wollt Ihr meine Kinder?" — »Nun, wahrsagen sollt Ihr uns, Hexenvater, und das auf der Stelle, und zu unserer Zufriedenheit." — »Ja, zu unserer Zufriedenheit," wiederholte Mandé Thibergrau, der älteste aus der Trupp, indem er mit ernsthaftem Blicke den Schlupfwinkel, in dem sie sich befanden, rüfte. Er war nur durch eine kleine Lampe erhellt, deren armseliges Licht mit Mühe ein Skelett in dem einen Winkel, einen Haufen bestaubter Bücher in dem andern, Himmelskugeln und Astrolabien auf dem Bo-

den erblicken ließ, und an der Decke zwischen zwei Balken eine ausgestopfte Nachteule, deren großes, rundes Augenpaar das matte Lampenlicht reflectirte. Alles das beunruhigte Mandé, der seine Blicke nicht von diesen häßlichen Augen abwenden konnte, die im Dunklen leuchteten, und er ward nur durch das tolle Gelächter aus seinen Träumereien geweckt, womit der erste seiner Kameraden des Zauberers Wahrsagungen begleitet hatte.

Dann kam die Reihe an den Zweiten, dann an den Dritten, und immer wiederholte sich das nämliche Gelächter, dieselben Späße und Sticheleien.

Als es nun an Mandé war, vor das Tribunal des Wahrsagers zu treten, so entschlüpfte ihm ein Seufzer. Seine Kameraden spotteten über ihn und er reichte beschämt seine Hand hin, obwohl mit ernster und nicht vorurtheilfreier Miene. Während aber jene bei ihren Prophezeiungen um die Wette gelacht hatten, so fehlte doch nicht viel, daß Mandé in Ohnmacht gesunken wäre, als der Wahrsager seinen Kopf in die Höhe hob.

»Mandé!" rief der Greis mit starker Stimme. — (er hatte ihm seinen Namen nicht früher gesagt) — »Mandè" rief er und preßte ihm die Hand, »Du stirbst auf dem Schaffote!"

»Was sagte er?" schrien die Kameraden, noch ausgelassener lachend. Aber Mandé antwortete nichts, sondern ging erblassend von dannen.

Des andern Tages Früh war Mandé's erster Gedanke beim Erwachen, was der Wahrsager zu ihm gesprochen hatte; ja er hatte sogar davon geträumt, und mehrere Male des Nachts die tiefe und durchdringende Stimme des Greises vernommen: »Du stirbst auf dem Schaffote!" Und als er aus dem Schlafe auffuhr, so vibrirte noch sein letztes Wort in seinem Herzen: Schaffot!.... Ich muß doch ein Verbrechen begehen um da hinaufzusteigen! — Sein rechtschaffenes Gemüth empörte sich bei diesen schrecklichen Gedanken. »Im Grunde," sagte er dann, »wer hat mir dieses vorhergesagt? ein Elender, der mein Geld durch Furcht zu erlangen suchte. Pah, ich bin ein Thor, daran zu denken.

Er stand auf, und besuchte seine Freunde in der Stadt, doch nichts konnte ihn zerstreuen. In jeder Straße sah er nur den Wahrsager, hörte nur seine Prophezeiung, und da die Natur sein Herz weich und furchtsam geschaffen, so blieb der Eindruck jener Worte entsetzlich für seinen Geist. So irrte er in der Stadt bis zu Mittag herum, wo ihn der Zufall hinführte, und wollte sich losreißen von den Gedanken, die unab-

läßig auf ihn einstürmten — aber vergebens. Nach Tische begab er sich in die elysäischen Felder, die alle ihre Düfte ausströmten zur Weihe des wunderherrlichen Abends; aber so rein die Sonne sie beschien, so umwölkt lag der Himmel vor Mandé's Augen, und so heiß ihre Strahlen hernieder auf die Erde fielen, so fieberkalt durchrieselte es sein Gebein. Er kehrte demnach zurück in seine Wohnung, und als er so fortschritt in Gedanken versunken, sah er sich mit einem Male auf dem Greve-Platze! Er schauderte zusammen, und entfloh schnell auf einem andern Wege. — denn er hatte das Schaffot gesehen!

Er durchwachte eine schreckliche Nacht, und als der Tag wieder anbrach, überredete er sich, er könne nicht mehr in der Straße Chevet-Saint-Landry schlafen, die dem Greve-Platze gegenüber war; er ging in den entgegengesetzten Stadttheil, ja sogar aus den Mauern der Stadt selbst, und bezog dort noch denselben Tag ein freistehendes, zwischen Paris und Montmartre gelegenes Haus. Dort sah und hörte er nichts; es herrschte hier die Ruhe einer Einöde an den Thoren einer so geräuschvollen Stadt; hier hätte der Friede in seiner Seele einziehen, hier hätte er jene drohenden Worte vergessen müssen, wenn sie nicht

in seinem Innern einen Wiederhall gefunden hätten, der jederzeit bereit war zu antworten.

Zwei alte Leute, ein Mann mit silbergrauen Haaren und eine ehrwürdige Matrone bewohnten dieses Haus mit einer reizenden Tochter, dem Kinde ihrer alten Tage, das sie als solches verehrten und anbeteten. Sie hatte ein Köpfchen, wie es die Einbildungskraft von der Madonna träumt, schwarze Haare, die an der weißen Stirne gescheitelt waren, und die Gesichtsfarbe war von einer noch durchscheinenderen Bläße als der kostbarste Marmor oder Alabaster.

Dieses junge Mädchen und ihre alten Ältern lebten so wie Mandé in ganz abgeschlossener Einsamkeit, und ihr Schicksal schien umhüllt mit einem undurchdringlichen Geheimnisse. Niemand wußte ihren Namen, und nur ein einziges Mal hörte Mandé den alten Vater seine Tochter Nikola rufen. Nikola ward von dieser Zeit an für ihn ein heilig geliebter Name; in diesem Namen vergaß er oft die unglückliche Vorhersagung; er fühlte Liebe, und jeder düstere Gedanke wurde verdrängt durch ihre Strahlen. Er sah Nikola, die schöne Nikola, in seinen Träumen, in seinen Betrachtungen, seinen Gebeten, und wenn er sie einen Augenblick ersehen konnte, wenn sie durch den Garten ging, so war dieß für ihn ein Tag voll

der schönsten und seligsten Empfindungen. Er glaubte sich nun befreit .... und liebte Nikola um so mehr, da sie die Schreckbilder seiner Phantasie verscheuchte.

An einem Sonntage Morgens, sah er sie das erstemal in der Nähe mit ihren alten Aeltern in der Kirche der Abtey von Montmartre. Sie lag so andächtig und fromm auf den Knien, sie betete so kindlich zu ihrem Schöpfer, und ihre Augen hingen so engelsanft an dem Altare, daß Mandé, trunken von diesem Anblicke zu sich selber sprach: An dieses Schutzengels Seite kann ich unmöglich sinken. Und als ihr Auge, ein Meer der Milde und Zärtlichkeit, zufällig auf ihn fiel, da schien es ihm, als habe dieser Blick all die Liebe über ihn ausgegossen, die er verschlossen hatte; und er täuschte sich nicht, denn Nikola liebte ihn wirklich. Dieser Gedanke schloß durch die ganze Nacht sein Auge nicht dem Schlafe, und des Morgens wollte er den ersten Schritt machen, sie von ihren Aeltern zu begehren, um mit ihr vereint glücklich zu sein bis zum letzten seiner Tage ..... Bis zum letzten Tage! sprach er in demselben Momente als die Morgenröthe den Horizont färbte. Doch plötzlich entriß er sich ungestüm seinen goldenen Träumereyen und rief: Bis zum letzten Tage?.... und das Schaffot?

Nun verfiel er wieder in den Abgrund des Schreckens und der Verzweiflung, über den ihn der Zauber der Liebe durch 2 Monden erhoben hatte. Das Gräßliche seines Geschickes, das ihm nun unvermeidlicher erschien, als je, sollte es ihn mit allen seinen Schauern treffen in den Armen dieses Weibes? Sollte sie, die Angebetete, einem Menschen ihr Herz erschließen, der zum Verbrecher geboren? und wenn er dieses Verbrechen, diese Höllensünde an ihr, an einem der Ihren begehen sollte? —

Des Morgens war er verschwunden.... ohne Abschied von Nikola, die ihn doch so sehr liebte, und sich abhärmte, und weinend schwur sich nie zu vermählen.

Hätte aber Mandé gewußt, daß der Mann mit den Silberhaaren — Merry Capeluche war, der Scharfrichter der Stadt Rouen, und daß das Mädchen seiner Liebe die Tochter eines Henkers gewesen! hätte er das gewußt.... unbezweifelt, untrüglich fest wäre des Wahrsagers Todesurtheil vor seiner Seele gestanden!

Als nun der Scharfrichter und seine Frau ihn so plötzlich verschwunden sahen, und sich an sein eingezogenes Leben, an seine traurige, unglückweißsagende Miene erinnerten, so zweifelten sie nicht län-

ger, daß er sich selber das Leben genommen habe. Nikola's Herz bebte gewaltsam bei diesen Worten Der Mann, den sie geliebt hatte, still und ergeben, einzig in der seligen Hoffnung seiner reinen Gegenliebe, dieser Mann ein Mörder — ein Selstmörder — verdammt, verflucht von dem ewigen Richter? Sie wollte es nicht glauben, sie erwartete stündlich seine Rückkunft, sie bestürmte den Himmel fort und fort mit Gebeten für ihren Freund, dem sie durchaus nicht dieß entsetzliche Vergehen zuschreiben konnte — doch vergeblich war all ihr Sehnen; und nur der Gedanke, daß sie für einen Verbrecher trauere, schützte sie vor Verzweiflung. Und dennoch war es nur die Furcht vor der ewigen Verdammniß, die den Dolch von seinen Herzen fern gehalten, und diese Furcht mußte wohl übermächtig sein, wenn er daran dachte, er müsse aufhören, Nikola zu lieben. Er unternahm einen Pilgerzug nach dem gelobten Lande; dort wollte er das Glück, den Frieden, die Ruhe seiner Seele wieder finden; dort wollte er weilen unter den Mönchen, die ihr Leben geweiht haben der Wache und Anbetung des heiligen Grabes; dort, unter dem Kreuze Christi hatte er kein Schaffot zu fürchten, dorthin dringt kein Todesurtheil.

Drei Monate war er schon Novitze in Jerusalem,

glücklich und ruhig, und der Sturm seines Innern schien sich schon glücklich gelegt zu haben; aber desto mehr quälte ihn nun das Andenken an die verlassene Nikola, an das einzige Wesen, welches doch einige Funken von Glück in die tiefe Finsterniß seines verödeten Lebens geworfen, und die Sehnsucht nach ihr war so groß, daß er sich entschloß, selbst seine jetzige Ruhe zu opfern, und noch ein Mahl, vielleicht zum letzten Male sein Vaterland zu betreten. Der Superior des Klosters, dem die Gemüthsbeschaffenheit des jungen Mannes kein Räthsel geblieben, und der wohl wußte, daß nur das abgestumpfte, eintönige, nach Einem Gesichtspunkte strebende Klosterleben das wirksamste Heilmittel für die ohnehin nur selten noch aufflackernden Regungen Mandé's wäre, gab seine Zustimmung nicht zu diesem Austrittte. Er wußte wohl, daß dieser Sinnenrausch vorübergehend sey, und befahl ihm mit ernsten Worten einst an der Tafel in Gegenwart aller Novitzen, eher sich Bußübungen und Geißelungen zu unterziehen, als sich die Pforte seiner Ruhe und seines Glückes absichtlich zu verschließen.

Mandé erglühte vor Scham, des Superiors Worte waren beißend, er sah das verstohlene Gelächter der Herumsitzenden, die sich schon öfters über ihn lustig gemacht, und in einem unbegreiflichen Anfalle

von Wuth, ergriff er das Messer und hieß den Prior seinen Worten Einhalt thun.

Diese Scene hatte auf traurige Weise seinen Wunsch realisirt; er ward ohne weitere Strafe aus dem Kloster geschickt; aber dieser Umstand überzeugte ihn auch vollends, daß er auf dem Schaffote sterben müsse. Diese Idee wurde sein Glaube, sein fester unverrückbarer Gedanke, sein Leben; er gewöhnte sich dergestalt an sie, daß er auch nicht mehr strebte, ihrer los zu werden. Sie zog ihn mit Riesenkraft an sich ohne Aufhören, sie nahm alle Formen an, ihn zu verführen, und in den Abgrund zu reißen. — Wehe den Menschen, der da glaubt, die Gottheit habe ihn zu ihrem Spielwerke, zu ihren Launen aufgespart, wehe dem, der sie zu ohnmächtig glaubt, um ihn seinem eingebildeten Fatum zu entreißen,.... er ringt sich mit Gewalt los aus den Händen dessen, der das Weltall umfängt, und stürzt hinab in den Krater der Sünde, unaufgehalten, unbeachtet von dem Auge des Allmächtigen! —

Es war am 1. Mai 1465, als Mandé durch das St. Jakobi-Thor Paris betrat, nach fast fünfjähriger Abwesenheit. Sein Weg führte in die Straße Garnelles, wo er plötzlich ein Geräusch von Instrumenten und Stimmen vernahm, und eine Menge Volkes da-

herkommen sah. Er wandte sich an einen der Vorübergehenden, der ihm zur Antwort gab, es wäre heute eben die Hochzeit des Petit-Johan, eines Sohnes des Scharfrichters von Paris mit Nikola Capeluche, der Tochter des Henkers von Rouen; eine prächtige Heirath das, fügte der Angeredete hinzu, und setzte seinen Weg fort.

Nikola hieß die Braut! Der Name machte sein Innerstes durchbeben, so hieß ja auch die Geliebte seines Herzens, so hieß das Wesen, dessenthalben er noch einmal nach Frankreich gekehrt war, um ihr das Lebewohl zu sagen vor seinem Tode! Er trat einige Schritte vorwärts, um die Neuvermählten zu sehen, und — furchtbarer Anblick! — es war seine Nikola, die an der Seite eines Andern zum Altare ging, es war das Ideal seiner Träume, der Abgott seines Lebens! — Nun war es um ihn geschehen! Wenn er je in den Stunden heiliger Betrachtung noch irgend einen Zweifel gehabt, wenn je noch die Stimme der Religion an sein Ohr gedrungen..... dieser Anblick hatte Alles zu nichte gemacht!

Er hatte also die Tochter eines Henkers geliebt!

Mit wankenden Füßen lief er fort, um den lustigen Zug einzuholen, um die feste Ueberzeugung zu ge-

winnen, daß wirklich sie, und keine andere es sey. Aber es war keine Täuschung! Nikola war es, das blühende, anmuthsvolle Mädchen mit dem Madonnenkopfe, und den schwarzen, zärtlich blickenden Augen; Nikola, die ihn geliebt hatte, die geschworen hatte sich nie zu vermählen, und die nun zur Hochzeit ging, ohne dem Armen nur Einen Blick der Hoffnung zuzusenden! und dennoch war es eine andere Nikola für ihn — es war die Tochter des Henkers, das Weib eines Henkers! »Gott!« jammerte er im höchsten Grade der Verzweiflung, »ich bin verloren!«

Jeder Mensch, der sagt, er sei verloren, der ist es auch unfehlbar; er wankt und fällt, und sucht nicht mehr sich zurückzuhalten; er streckt nicht mehr die Hand nach dem sicheren Gestade aus; er sieht die Hoffnung und verschmäht sie. Aber Mandé sah nicht einmal die Hoffnung mehr und ohne diese ist der Blick in die Zukunft fürchterlich. Von dieser Zeit an bemächtigte sich seiner völliger Wahnsinn; jeder Richtplatz zog ihn an, der Galgen von Monfaccon, der von Montigny, die verhängnißvolle Leiter von Notre-Dame, das Schaffot des Greveplatzes — er irrte den ganzen Tag von dem einen zu den andern dieser gräßlichen Schauspiele. Sein Gebet verrichtete er nur in der Johanniskirche am Greve-Platze, wo man die Verurtheilten zum Tode

vorbereitete, und ihnen die letzte Messe las. Er hatte Recht; er war verloren!

Froh und glücklich aber war die Heirath des jungen Paares; viele schöne und ruhige Tage folgten dem Zeitpunkte, der Mandé's Herz tödtlich verwundet. Petit Johan liebte seine schöne Nikola immer mehr, und sie hatte ihm einen Knaben geschenkt mit goldgelbem Haare, rosenrothen Wangen und hochrothen Lippen. In der Milch seiner Mutter hatte er ihre zarten Blicke, und ihre schmeichelnde Stimme eingesogen. Es war ein vollendet schönes Kind, und wurde von seinen Aeltern geliebt, wie je ein Kind auf der Erde. Vater und Mutter liebten es um die Wette und küßten es ohne Aufhören; so wuchs es also heran im Frieden und Glücke der schönsten Kindheit, während Mandé von Morgen bis Abend, von Abend bis Morgen mit den Aengstigungen eines unerträglichen Lebens kämpfte. Das Kind begrüßte lachend die Welt, und es waren bereits 4 Jahre seit seiner Geburt verflossen. Vier Jahre waren es auch, daß Mandé seine Nikola zum Altare gehen sah, und er dachte zitternd nach, daß er durch ein schreckliches Thor aus diesem Leben werde wandern müssen. —

Eines Tages, als der Himmel sich eingehüllt hatte in tiefe Nebel, ging Mandé aus seiner Verborgen-

heit hervor. Er kam nach Paris durch die Straße von Montmartre; in unregelmäßigen Schritten, bald langsam, die Rechte auf die Stirne gestützt, wo eben so viele und düstere Wolken vorüberzogen, als am Firmamente. Er fühlte, daß er enden mußte, daß eine mächtige, unwiderstehliche Hand ihm die Waffe in die Hand drückte und ihn forttrieb, während eine Stimme ihm zuflüsterte: Du stirbst auf dem Schaffote!

Der Morgen war grau und öde am Horizonte angebrochen, und traf ihn in seiner gewohnten Schlaflosigkeit, und er sprach zu sich mit eisiger Ruhe: »Ich will heute ein Verbrechen begehen!" Mit diesem entsetzlichen, doch festgehaltenen Gedanken betrat er die Stadt. »Wenn ich, sagte er, den ersten Vorbeigehenden tödte, so tödte ich in ihm einen Sünder; ich lasse ihm keine Zeit übrig zur Reue, ich fördere eine Seele zur Hölle, und mein ist dann die doppelte Schuld an dem letzten der Tage. Mordete ich dieses Mädchen, so morde ich in ihr den Mann, den sie liebt, ich zerstöre zwei Leben mit einem Schlage!... das wäre zu viel! Das Schaffot verlanget nur Eines!

Also seinen düstern Gedanken nachhängend kam er um die Ecke der Straße Garielle. Einige Schritte vor ihm spielte sorglos eine Gruppe Kinder. Ihr schallendes Gelächter, ihre funkelnden Augen, ihr fröhli-

ches Springen beurkundete ihr kummerloses heiteres Daseyn.

Wenn ich eines dieser Kinder tödtete, sprach Mandé zu sich, und stand plötzlich stille, das jüngste dort mit den blonden Haaren und dem rosigen Gesichte; das ist eine unschuldige Seele, weiß wie die Flügel der Engel; es ist ein Engel, den ich zum Paradiese sende. Armer Junge! vielleicht bin ich Dein Erlöser aus den Foltern dieser Welt, vielleicht entreiße ich Dich einem Daseyn, wie es mir zu Theil geworden. O es ist schön, es ist edel, einen Menschen den Qualen zu entreißen, die mein Erbtheil geworden. So sprechend ging er auf die Kinder los, die sorgenlos sich herumbalgten; und als er nur wenige Schritte noch von ihnen entfernt war, liefen drei oder viere der Kleinsten vor ihm schäkernd her und lallten allerhand Kindereien. Er war auf dem Puncte umzukehren; dann überlegte er einen Augenblick, und wandte sich schweigend an die Kinder, die alle auf einmal zu ihm plapperten. Wie alt bist Du Kleiner? sagte er endlich zu einem derselben.

Sechs Jahre.

Und Du?

Fünf Jahre.

Und Du?

Auch fünf Jahre, mein Herr

Und wie alt bist Du Kleiner? sprach er zu den Letzten.

Vier Jahre, antwortete er mit schmeichelnder Stimme.

O, der ist erst vier Jahre, sagte Mandé ganz leise, es ist der jüngste, der unschuldigste von ihnen. Eine schwache Regung bemeisterte sich noch seiner Brust, aber der finstere Vorhang seines vermeintlichen Fatums fiel, er nahm den Knaben in seine Arme, und stieß ihm das Messer in das kleine Herz.

Ha, er läßt sich zu Boden werfen, schäkerten seine Kameraden und zogen ihn bei den Füßen; aber ihr Gelächter verwandelte sich bald in Schreckensgeschrei als sie Blut sahen. Die herbeieilenden Nachbarn ergriffen Mandé, und dieser machte keinen Versuch zu entfliehen; sein Schicksal war ja erfüllt; doch vergoß er viele Thränen, nicht weil er ein Verbrechen begangen, sondern weil sein Stahl zugleich das Herz eines Vaters und einer Mutter durchbohrt, an die er früher nicht gedacht hatte.

Aber die Hölle folgte dem Verbrechen auf dem Fuße. Ein Weib mit aufgelöstem Haupthaare, ein Bild der Niobe, mit ausgespannten Armen kam durch die Straße heraufgeflogen, wahnsinnig schreiend: Mein

Kind! mein Kind! Und als sie angelangt war an der Leiche des Knäbleins, und ihr Blick auf die halbgeschlossenen, erstarrten Augen fiel, und auf den bitter verzogenen Mund, der ihr nie mehr sanft zulächeln sollte, da überstieg der Schmerz einer Mutter alle Gränzen, sie warf sich auf den kleinen Engel, sie drückte den blassen Kopf gegen ihren Busen, als wollte sie ihn säugen, und ihre eigene Lebensflamme in den entseelten Körper senden — sie war auf dem Punkte wahnsinnig zu werden. Mandé aber stand neben ihr, umringt von der Menschenmenge, die Zeuge dieses Schauspiels waren, und starrte mit verzweifelter Ruhe sein Geschick in seiner ganzen Fürchterlichkeit an. Er hatte die Mutter des Knäbleins erkannt — seine Nikola war es, deren schönes Abbild er aus dem Leben geschafft, und als ihr Blick, ihr wüthender Blick auf ihn, dem Mörder fiel, und diese schreckliche Erkennung seine Seele bis ins Innerste zerfleischte — da drang sich ihm das erste Mal in seinem Leben der Gedanke auf: Es mußte doch nicht sein! Nur ein Dämon hat Dich verblendet!

Führt mich hinweg, sprach er dann zur Wache, und machet schnell mit mir.

* * *

Durch den Richterspruch des Herrn Robert d'Estouteville, Oberrichters von Paris ward Mandé nach wenigen Tagen verurtheilt auf dem Schaffote zu sterben.

* * *

Eines Morgens ging der Verurtheilte, eine zweipfündige brennende Fackel in der Hand, mit nackten Füßen an das Hauptthor der Notre Dame Kirche, um die öffentliche Bußstrafe zu entrichten. Als er die Reihen der dicht gedrängten Zuschauer passirte, hörte er die beredtesten Ausdrücke mütterlicher Liebe, alle die Verwünschungen, die ihn in der letzten Stunde begleiteten, er sah die Mütter ihre Kinder ans Herz schließen, als sie den Mörder erblickten, und sie sprachen: Küsse mich, mein Engel, er wird dich nicht in meinen Armen tödten.

Er war am Schaffote angelangt, und stieg festen Schrittes hinan. Ihm gegenüber stand ein junger Henker, den er nie zuvor gesehen hatte. Beide waren ganz allein da oben über einer unermeßlichen Volksmenge.

»Nun, Petit-Johan, dein Meisterstück! ein Vater muß den Mörder seines Sohnes sicher treffen." Zwei Stimmen sprachen zugleich diese Worte, Henri Crusin, Vater des Gatten, und Merry Capeluche, Vater der Frau.

Wohlan, Petit-Johan, zeige deiner Frau, wie lieb Du sie hast! So rief Nikola aus der Mitte des Volkes.

Petit-Johan ließ seinen Säbel durch die Lüfte pfeifen, und Mandé's letzter Blick begegnete unten am Schaffote dem Silberhaare und den Brillen des Wahrsagers, aus dessen Munde er das letzte Wort vernahm: Lachet!

# Der Platz Navona in Rom.

Von K. F. Furlani von Felsenburg.

(Hiezu die Abbildung.)

Wir bringen hier in unstreitig überaus gelungenem Holzschnitte die Ansicht eines der größten und belebtesten Plätze Roms, und vielleicht auch sämmtlicher anderer Städte Italiens, zur Anschauung. Es ist dies die Piazza Navona in dem Stadtviertel oder der Region di Parione, ehedem Circo agonale genannt, indem dieser Platz sich gerade auf der Stelle befindet, wo vor Alters der berühmte Circus agonalis war, den der römische Kaiser Alexander Severus, dessen Regierungsperiode in die Zeit von 222 bis 235 unserer Zeitrechnung fällt, entweder selbst erbaute, oder, wie Andere wollen, blos wieder hergestellt hat. Wenigstens erscheint eine Abbildung davon auf seinen von Donati beschriebenen Münzen und auch seine berühmten Thermen lagen in der Nähe. Von diesem Circus waren nach dem Zeugnisse des Andreas Fulvius und Bartholomäus Marlianus noch im sechzehnten Jahrhunderte nicht unbedeutende Ueberreste vorhanden. Seine Form war dieselbe, unter welcher sich der Platz heut zu Tage darstellt, indem die Häuser, welche ihn umgeben, auf den Grundfe-

Grundfesten seiner ehemaligen stufenweise erhöhten Sitzreihen erbaut sind. Er führte den Namen Circus agonalis wegen der festlichen Wettkämpfe, die hier zu Ehren des Janus, oder, nach Andern, des Agonius veranstaltet wurden, und Agonalia hießen, wobei, außer den gewöhnlichen Wagenrennen auch Athleten, Faustkämpfer und Ringer aufzutreten pflegten.

Den Namen Piazza Navona führt dieser Platz entweder durch Verdrehung des Wortes Agone, oder aber, nach der Meinung Nardini's wegen seiner auffallenden Aehnlichkeit mit einem großen Schiffe. Papst Gregor XIII. (von 1572 bis 1585) zierte ihn mit zwei Röhrbrunnen. Der eine derselben ist gleich von vorne her gegen St. Apollinar zu. Er besteht aus Marmor, und liefert eine große Quantität Wassers. Der andere befindet sich der Kirche di S. Giacomo degli Spagnuoli gegenüber, und wurde in der Folge mit Statuen verschönert, die Wasser springen lassen. Er ist aus zwey sehr großen Marmorbecken zusammengesetzt, deren eines über dem andern steht. In der Mitte dieses Röhrbrunnens zeigt sich eine von Bernini ausgehauene Figur, einen Triton vorstellend, welcher einen Delphin am Schweife hält, der Wasser in Fächerform auswirft. Ueber dem Rande des zweiten Beckens, welches etwas erhabener ist, als das

erste, sind vier sogenannte Mascheroni, d. h. komische Köpfe oder Larven mit lächerlich verzehrten Mienen, welche die Baumeister über Portale, Grotten, Brunnen u. s. w. zu setzen pflegen, und eben so viele Tritonen angebracht, aus deren Mäulern Wasserstrahlen hervorschießen. Mann nennt als die Meister, welche sie verfertigten, die nicht unrühmlich bekannten Bildhauer Flaminio Vacca, Leonardo aus Sarzana, Silla aus Mailand und Taddeo Landini.

In der Folge ließ Papst Innocenz X. aus dem Hause Pamfili (von 1644 bis 1654) den herrlichen Springbrunnen in der Mitte des Platzes nach Bernini's Entwurf errichten, welcher aus einem runden und geräumigen Wasserbehälter besteht, aus dem ein großer, auf vier Seiten durchbrochener Fels beiläufig 60 Palmen Höhe emporstarrt, worauf man unter reichlichen Wasserströmen von einer Seite ein Seepferd und von der andern einen Löwen erblickt, beide ein Werk Lazaro Morelli's. Vom Gipfel dieses Felsens erhebt sich ein 74, oder nach andern Angaben 80 Palmen hoher, mit Hieroglyphen überdeckter und zu oberst mit dem Familienwapen der Pamfili und einem Kreuze geschmückter Obelisk aus rothem Granit, der ursprünglich aus Egypten stammt, und vom Kaiser Karakalla (von 211 bis 217 nach Christo) in

seinem Circus aufgestellt wurde, wo er auch, in mehrere Stücke zerbrochen, eine Reihe von Jahrhunderten unbeachtet lag, bis endlich Papst Innocenz X., dem Rom so viele Verschönerungen verdankt, im J. 1651 dem berühmten Architekten und Bildhauer Lorenzo Bernini und dessen Bruder Luigi den Auftrag ertheilte, dieses ehrwürdige Denkmal des grauen Alterthums auf den Platz Navona zu übertragen. Bernini, durch den Rath des gelehrten Jesuiten Athanasius Kircher unterstützt, setzte die Trümmer mit eben so viel Kunst als Geschicklichkeit zusammen, und stellte nun den Obelisk auf den Felsen des Springbrunnens, wo er noch jetzt die Bewunderung Aller auf sich zieht. Zur Erinnerung an die glückliche Zustandebringung dieses Riesenwerkes wurde damals eine Medaille von 1 $^1/_2$ Wiener Zoll im Durchmesser geprägt.

An den Seiten des obgedachten Felsen gewahrt man vier kolossale Statuen, welche nach Bernini's Modellen verfertigt sind, und die vier Hauptflüsse der Welt: den Ganges, den Nil, den Rio de la Plata (Silberstrom) und die Donau, als die Repräsentanten Asiens, Afrikas, Amerikas und Europas, vorstellen. Die Statuen ergießen eine große Wassermenge in ein marmornes Riesenbecken. Außer den beschriebe-

nen drei Brunnen gibt es noch einen vierten, der sich durch ein großes, muschelförmiges, aus einem einzigen Stücke bestehendes Wasserbecken auszeichnet, welches beim Kanzleipalaste an der Stelle, wo er mit der Säulenhalle des Pompejus in Verbindung steht, aufgefunden wurde.

Alle Mittwoche wird auf diesem Platze ein Lebensmittel- und Gemüsemarkt abgehalten, bei welcher Gelegenheit jedoch auch allerhand andere Verkaufsartikel feilgeboten werden. Während der Dauer des Augustmonats wird der Platz alle Sonnabende und Sonntage um die Mittagszeit mit Wasser angelassen, welches bis Abends stehen bleibt, und einen köstlichen See bildet, an dessen Ufern eine zahllose Volksmasse theils zu Fuß, theils zu Pferde oder in zierlichen Equipagen sich umhertreibt, um bei der heißen Jahreszeit der erfrischenden Kühle zu genießen, oder auch den allbeliebten Barkenkämpfen zuzusehen, die, wie in Paris auf der Seine, darin bestehen, daß zwei rüstige, auf den Vordertheilen ihrer Barken stehende Bursche schnell auf einander losfahren, und sich mit lanzenähnlichen Stangen, woran vorne zur Vermeidung von Beschädigungen ausgestopfte Ballen befestiget sind, ins Wasser zu stechen suchen, was natürlicherweise, wenn der Schwächere kopfüber ins Wasser

plumpt, dem Jan Hagel viel Spaß macht. Zur Zeit der Franzosenherrschaft wurde hier am 15. August, als dem Namensfeste Napoleons, ein prachtvolles Wettrennen abgehalten, wobei der ganze Platz mit stufenweise erhöhten Sitzen umgeben war, und so ein ziemlich treues Bild des alten Circus agonalis darboth.

Zur besonderen Zierde gereicht diesem Platze die St. Agnesen-Kirche, deren herrliche Façade auf jeden kunstsinnigen Beschauer einen unbeschreiblichen Eindruck hervorbringt. Diese Kirche, welche schon frühzeitig zu Ehren der heiligen Jungfrau und Märtyrin, von der sie den Namen führt, erbaut und in der Folge von Minoriten versehen worden war, deren Obhut sie Sixtus V. übergeben hatte, ließ Innocenz X. bald nach seiner Besteigung des päpstlichen Stuhles, als zu ärmlich in der Nähe seines Familienpalastes erscheinend, bis auf den Grund niederreißen, und mit solcher Pracht von Neuem aufführen, daß sie gegenwärtig mit Fug und Recht eine der herrlichsten Kirchen Roms genannt werden kann. Sie ist in Form eines griechischen Kreuzes gebaut, ganz mit Marmor verkleidet, mit Säulen von korinthischer Ordnung geschmückt, und mit zwei ausgezeichneten schönen Glockenthürmen versehen. Der Riß der Kir-

che bis zum Karnieß nebst dem Beleuchtungsthürmchen der Kuppel ist von Caval. Rainaldi; alles Übrige sammt der Kuppel, der Façade, der Sakristei und dem daranstoßenden Palast Pamfili ist von der sinnreichen Erfindung des Caval. Barromini.

Auf dem nämlichen Platze erblickt man auch noch, dem Palaste Pamfili gegenüber, die St. Jakobs-Kirche der Spanier (Chiesa di S. Giacomo degli Spagnuoli). Als ihren ersten Erbauer nennt man einen kastilischen Infanten, Namens Alfonso. In der Folge wurde sie von dem spanischen Bischofe Don Alfonso de Paradinas umgebaut, und nicht nur dem Heiligen Apostel Jakob dem Größeren, sondern auch dem heiligen Alfons, einstigen Bischofe von Toledo, geweiht. Bei dieser Kirche befindet sich ein Spital für Spanier beiderlei Geschlechtes.

Wohl fände sich noch manches Merkwürdige auf diesem Platze, was besprochen zu werden verdiente. Allein der Mangel an Raum, erlaubt dem Verfasser des Gegenwärtigen nicht, hier ein Mehreres hinzuzufügen.

# Der Schelm von Bergen.

## In zwei Balladen.

Von Johann N. Vogl.

### I.

### Der Retter.

Es geht auf öden Wegen, das Antlitz grimm und wild,
Ein Mann mit goldnen Locken, ein kräft'ges Heldenbild,
Das ist der Sohn des Henkers, zu Bergen in der Stadt,
Der möcht' was Rechtes werden, der hat sein Handwerk satt.

Zu Frankfurt in dem Römer, da gibts Banket und Tanz,
Hinzogen Herr'n und Frauen, im festlich stolzen Glanz,
Das hat sein Herz ergriffen, d'rum ballt er so die Hand;
Er weiß, er ist geboren nicht für so schlimmen Stand.

Schon ist es Nacht geworden, Nacht ist's in seinem Sinn,
Noch aber geht er grollend, weiß selber nicht wohin; —

Horchauf! Welch gellend Schreien, Hufschlag tönt an sein Ohr,
Da braust und bricht es schäumend durch Strauch und Busch hervor.

Zwei wildgewordne Rosse, des Wagens schwere Wucht
Nachschleudernd, schnauben haltlos g'rad hin zur Felsenschlucht,
Ein Knecht in reichem Wamse versucht die letzte Kraft,
Nicht bändigt er die Rosse, die frei von Zaumes Haft.

Im Wagen aber drinnen liegt eine Frau gar bleich,
Die hält ein Mann umschlungen, wie schimmert der so reich,
Er ruft hinaus nach Hilfe, mit rollend wildem Blick,
Umsonst, zum Felsenschlunde reißt Beide ihr Geschick.

Doch rasch besonnen flieget, wie ein Gedanke fliegt,
Des Henkers Sohn zum Wagen, der schon zum Sturz sich biegt,
Und faßt mit kräftgen Händen das wüthende Gespann,
Und zwingt es still zu stehen, fürwahr ein kühner Mann!

Verwundert schaut der Fremde, die Dame noch im Arm,
Auf ihn heraus, die Stirne mit Eins nun frei vom Harm,
Der Friedrich Rothbart ist es, eine Krone trägt sein Haupt,
Und Gella ist die Dame, der Sinne noch beraubt.

„Wie kann ich," „spricht der Kaiser," „Dir lohnen deinen Mut,
Gern' will die Schuld ich zahlen dir reich an Gold und Gut," —
„„Nicht hab' ich Lohn geheischet."" Der junge Recke spricht,
Und starrt der schönen Gella noch immer ins Gesicht.

„So sag' wie du geheißen, weß ist dein Stand, dein Rang?"
Da blickt auf ihn der Jüngling, säumt mit der Antwort lang'
Dann spricht er bitter lächelnd: „„Erschreckt nicht ob dem Wort,
Ich bin der Sohn des Henkers!"" — drauf geht er eilig fort.

Verwundert starrt der Kaiser; kalt fährt's ihm durch's Gebein,
„Nicht schlimmern Standes konnte fürwahr mein Retter seyn!"
Drauf neigt er sich besorget hinab zu seiner Frau'n,
„Wohl daß so schlimmen Helfer nicht durft ihr Aug' erschau'n.

## II.

### Die Maske.

Zu Frankfurt in dem Römer, da strahlt's von Glanz und Pracht,
Da treiben sich die Gäste in bunter Maskentracht,
Da schwankt's von Busch und Reigern, da rauscht's von Seid' und Sammt,
Da drängt sich Edelknabe und Schenk in seinem Amt.

Der Kaiser Rothbart selber, und Gella, schön wie nie,
Durchwandeln dort die Reihen und Alles blickt auf sie,
Da schallt Musik zum Tanze, da tönen Flöt und Geigen,
Die Kaiserin will selber beginnen jetzt den Reigen.

Und als sie vor nun schreitet, den Tänzer zu erseh'n,
Fällt ihr der Strauß vom Busen, zur Erde, unverseh'n,
Rasch hebt da eine Maske den Strauß zu ihrem Fuß,
Und reicht ihn ihr, sich neigend, mit sittig feinem Gruß.

Schön Gella nimmt die Rosen und schaut die Maske an,
In Weiß und Blau gekleidet, ein kräftig schlanker Mann,
Da reichet sie die Rechte ihm dar nach kurzem Sinnen,
„Mit Dir, Du feiner Ritter, will ich den Tanz beginnen,"

Und durch den Saal hin rauschet, bei hellem Klang und Schall,
Schön Gella mit der Maske, daß drob verwundert all',
Nie hatten noch im Reigen zwei Tänzer sie gesehen,
Die also ab'lich mochten im Sturm vorüberwehen.

Und Eines frägt das And're: »Wer mag der Tänzer seyn?
Das ist der edle Günther, nein, Otto ist's von Leu'n."
Und Jedem ist das Innre von Neugier angefacht,
Den keiner mag erkennen den Ritter in seiner Tracht.

Die Kaisrin selber faßet darnach ein stiller Drang,
„Sagt, Maske, euren Namen, ihr seyd gelöst vom Zwang."
Die Maske aber schüttelt das Haupt und spricht: „„Verzeiht,
Daß ich ihn euch verweige, mein Name schafft nur Leid.""

Schön Gella aber dringet nur heft'ger noch in ihn,
Da, sinkt er vor die Hohe auf seine Knie hin,
„Und wollt durchhaus ihrs wissen, so folg' ich dem Gebot,
Und sollt' es mir auch bringen sogleich den schlimmsten Tod.

Drauf löst er ab die Maske: „„So seht denn, wer ich bin;
Ich bin der Sohn des Henkers! — Nun schleppt zum Tod mich hin,

Ich mußt' noch einmal sehen dieß Bild das Engeln gleich,
Und sollt' ich selber werden zur Leiche, blutig, bleich.'"

Aufschreiend sinket Gella dem Grausen in den Arm,
Versteinert steht der Kaiser, wild tobt der bunte Schwarm;
„Des Henkers Sohn! — Welch Frevel! Ha, frecher Bösewicht!
Hinweg mit dir zum Thurme, und dann zum Blutgericht!"—

Doch furchtlos blickt der Jüngling, wie Alles auch voll Wut,
Auf Gella, die noch immer in seinen Armen ruht,
Schnell aber rafft sich diese empor, so bleich wie Schnee,
Und ruft: „Behüth' der Himmel, daß also ihm geschehʼ!"

„Mein hoher Herr und Kaiser, verzeiht dem niedren Knecht,
Daß er sich angeeignet so keck des Edlen Recht,
Doch laßt um mich nicht fließen des Allzukühnen Blut,
Nie würde mir auf Erden hinfort mehr froh zu Mut."

Der Kaiser aber blickte, von Staunen fast erstarrt,
Schon lange auf den Jüngling, der seines Urtheils harrt,
Dann bricht er loß: „Beim Himmel, so was ist nicht geschehʼn
Seit Sonn und Mond dort oben in ihren Bahnen gehʼn."

„Schon einmal hat der Kecke an uns gelegt die Hand,
Als er uns Zwei errettet vom Sturz am jähen Rand,
Und nun zum Zweitenmale, tanzt er nun eben gar
Herum mit meinen Frauen vor meiner Großen Schaar."

„So kühner Mut ist eigen nur Wen'gen auf der Welt,
So keck dem Tod in's Aug sieht wahrlich nur ein Held;
D'rum sey dir auch vergeben was tollkühn Du gewagt,
Frei magst Du weiter ziehen, sobald es dir behagt."

„Doch, daß nicht sey geschändet durch Dich und Deinen Stand
Die Ehre meiner Frauen, die dir gereicht die Hand,
So knie nun schnelle nieder und nimm den Ritterschlag,
Und bleib' so mutvoll immer wie heut' an diesem Tag."

„Und daß der Enkel wisse, woher entsproßt sein Stamm,
Und wie den Aar erhöhet des Mutes inn're Flamm',
So sey es allen Edlen im deutschen Land bekannt,
Daß Du: der Schelm von Bergen, hinfort nur seyst benannt.